

Simon Häggström

# Auf der Seite der Frauen

Als Ermittler im schwedischen Rotlichtmilieu

Mit einem Vorwort  
von Huschke Mau

---



EDITION WORTSCHATZ



Das verwendete Papier ist FSC-zertifiziert. Als unabhängige, gemeinnützige, nichtstaatliche Organisation hat sich der Forest Stewardship Council (FSC) die Förderung des verantwortungsvollen und nachhaltigen Umgangs mit den Wäldern der Welt zum Ziel gesetzt.



Aus dem Schwedischen von Felix Barkentooog

Originaltitel: *Skuggans Lag*

© 2016 Simon Häggström

Published by agreement with Hedlund Agency

Für die deutsche Ausgabe überarbeitet und ergänzt von Kerstin Neuhaus

Herausgegeben von *AugsburgerInnen gegen Menschenhandel e. V.* in Kooperation mit *Neustart e. V.* und *Gemeinsam gegen Menschenhandel e. V.*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [www.d-nb.de](http://www.d-nb.de) abrufbar.

Lektorat: Dr. Ulrich Parlow

Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johannson

Umschlagbild: Sofia Rosendahl, Umschlagbild Rückseite: Benny Skoglund/  
Shutterstock.com

Satz und Herstellung: Edition Wortschatz

© 2025 der deutschsprachigen Ausgabe bei  
*AugsburgerInnen gegen Menschenhandel e. V.*

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise,  
nur mit Genehmigung des Herausgebers

Edition Wortschatz, Neudorf bei Luhe  
ISBN 978-3-910955-18-9, Bestell-Nr. 588 918

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an den Hersteller:

Edition Wortschatz im Neufeld Verlag,

Schlagäcker 18, D-92706 Luhe-Wildenau, Deutschland,

Telefon 0 96 07/9 22 72 00, E-Mail [info@neufeld-verlag.de](mailto:info@neufeld-verlag.de)

[www.edition-wortschatz.de](http://www.edition-wortschatz.de)

## WARUM WIR DIESES BUCH AUF DEUTSCH VERÖFFENTLICHEN

**D**ieses Buch erzählt die Geschichte von Simon Häggström und seinem Team. Simon ist Polizist in Stockholm, Schweden, und sein Job ist es, Männer<sup>1</sup> zu verhaften, die für Sex bezahlen. Im Jahr 2016 hat er das Buch „Skuggans Lag“ auf Schwedisch und später auch auf Englisch veröffentlicht. Die deutsche Übersetzung hältst du nun in der Hand.

Dieses Buch hätte in Deutschland nicht geschrieben werden können. Denn in Deutschland ist der Kauf sexueller Handlungen legal. Das deutsche Gesetz definiert Prostitution als Dienstleistung. Ende 2001 verabschiedete die damalige Bundesregierung das sog. *Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Prostituierten* oder auch *Prostitutionsgesetz*. Vor der Verabschiedung dieses Gesetzes war Prostitution zwar nicht illegal, galt aber als sittenwidrig. Ziel dieses Gesetzes war die soziale Absicherung von Menschen in der Prostitution, eine Verbesserung der „Arbeitsbedingungen“, die Erleichterung des Ausstiegs und die Bekämpfung des Menschenhandels. Den (überwiegend) Frauen<sup>2</sup> in der Prostitution sollte ermöglicht werden, Arbeitsverträge abzuschließen

---

1 Theoretisch auch Frauen. Allerdings hat die schwedische Polizei bisher noch nie eine Frau beim Sexkauf erwischt.

2 Es ist uns bewusst, dass es auch Transfrauen in der Prostitution gibt und auch einige wenige Männer. Wir sprechen trotzdem durchgängig von Frauen in der Prostitution, weil es sich beim überwiegenden Teil der in der Prostitution Tätigen um Frauen handelt. Deren Anteil beträgt etwa 90 bis 95 %.

und ihre Bezahlung einklagen zu können, falls ein Freier nicht bezahlen wollte.

Sieben Jahre nach dessen Einführung wurde das Gesetz ausgewertet mit dem ernüchternden Ergebnis, dass keines der gesetzten Ziele erreicht worden war<sup>3</sup>. Das Gesetz war an der Realität des Prostitutionsmilieus gescheitert, das von Ausbeutung, Gewalt und organisierter Kriminalität geprägt ist.

Deshalb wurde das bestehende Gesetz 2016 um ein weiteres, das sog. *Prostituiertenschutzgesetz*, ergänzt, das im Juli 2017 in Kraft getreten ist. Dieses Gesetz sieht vor, dass sich Personen in der Prostitution gesundheitlich beraten lassen und behördlich anmelden müssen. Prostitutionsstätten benötigen eine behördliche Genehmigung. Außerdem gibt es eine Kondompflicht, für deren Nichteinhaltung nur der Freier mit einem Bußgeld belangt werden kann.

Ebenfalls im Oktober 2016 wurde das *Gesetz zur Verbesserung der Bekämpfung des Menschenhandels* verabschiedet, das die Strafrechtsparagrafen in diesem Bereich neu formulierte und neue Strafrechtstatbestände (Menschenhandel zum Zweck der Bettelei, Verübung von Straftaten, Organhandel) beinhaltet. Außerdem sieht § 232a Abs. 6 StGB eine Bestrafung von Freiern vor, wenn diese wissentlich und willentlich sexuelle Handlungen an einer Person, die zur Prostitution gezwungen wird, vornehmen oder von ihr vornehmen lassen. Dieser seit 2016 bestehende Straftatbestand wurde 2021 durch den Zusatz der Leichtfertigkeit verschärft. Allerdings wurde er seit seiner Einführung praktisch nie wirklich angewandt und es wurde kein einziger Freier verurteilt.

Bereits bei der Einführung des Prostituiertenschutzgesetzes war vielen klar, dass das Gesetz allenfalls in geringer Weise die negativen Auswirkungen des Prostitutionsgesetzes abmildern, aber insgesamt kaum die Situation für Menschen in der

---

3 BMFSFJ: Bericht der Bundesregierung zu den Auswirkungen des Gesetzes zur Regulierung der Rechtsverhältnisse der Prostituierten (2007)

Prostitution verbessern kann und ein grundsätzliches Umdenken im Umgang mit Prostitution notwendig ist.

Dieses Umdenken hat in Schweden bereits in den 1990er Jahren begonnen und dazu geführt, dass Schweden 1999 als erstes Land weltweit ein Gesetz eingeführt hat, das heute unter dem Namen *Nordisches Modell* bekannt ist. Während anfangs noch vom *Schwedischen Modell* gesprochen wurde, hat sich mittlerweile international auch die Bezeichnung *Equality Model*, also *Gleichstellungsmodell* etabliert.

Das Nordische Modell definiert Prostitution als Gewalt gegen Frauen und basiert auf vier Säulen.

1. Die Entkriminalisierung prostituiertes Personen
2. Die Kriminalisierung der Freier, Zuhälter und Bordellbetreibenden
3. Ausstieg, Schutz und Unterstützung für prostituierte Personen
4. Aufklärung und Prävention

## **SÄULE 1 – ENTKRIMINALISIERUNG PROSTITUIERTER PERSONEN**

Das Nordische Modell beinhaltet die vollständige Entkriminalisierung von Personen in der Prostitution, da sie sich meistens in vulnerablen Situationen befinden und um ihnen zu ermöglichen, sich der Polizei anvertrauen zu können, ohne selbst Strafen befürchten zu müssen. Im Gegensatz dazu können in Deutschland Personen in der Prostitution – obwohl Prostitution legal ist – Bußgelder auferlegt werden, wenn sie sexuelle Handlungen in Sperrbezirken (Stadtteile oder Orte, an denen Prostitution verboten ist) anbieten oder wenn sie sich prostituieren, ohne angemeldet zu sein. Solche Bußgelder oder Strafen sind im Nordischen Modell ausgeschlossen.

## **SÄULE 2 – KRIMINALISIERUNG DER FREIER, ZUHÄLTER UND BORDELLBETREIBENDEN**

Freier schaffen durch ihre Nachfrage den Markt für Prostitution und damit auch die Grundlage für Menschenhandel zur sexuellen Ausbeutung. Das Nordische Modell sieht den Kauf sexueller Handlungen als nicht vereinbar mit der Menschenwürde und der Gleichberechtigung der Geschlechter an. Prostitution ist ein geschlechtsspezifisches Phänomen. Der Großteil der Personen in der Prostitution sind Frauen, während beinahe 100 Prozent der Nachfragenden Männer sind. Um das Bewusstsein der Bevölkerung zu verändern und den Prostitutionsmarkt langfristig auszutrocknen, beinhaltet das Nordische Modell die Kriminalisierung des Kaufes sexueller Handlungen. Auch Menschen, die an der Prostitution anderer verdienen, wie Bordellbetreibende, Zuhälter usw. werden bestraft.

## **SÄULE 3 – AUSSTIEG, SCHUTZ UND UNTERSTÜTZUNG FÜR PROSTITUIERTE PERSONEN**

Menschen kommen u. a. in die Prostitution, weil sie unter finanziellem Druck stehen, einer marginalisierten Personengruppe angehören oder getäuscht und in die Prostitution gezwungen werden. Der Großteil der Personen, die in Deutschland in der Prostitution sind, hat nicht die deutsche Staatsbürgerschaft. Um den Menschen in der Prostitution eine neue Perspektive bieten zu können, beinhaltet das Nordische Modell flächendeckende Ausstiegshilfen sowie Unterstützungsangebote, während sie noch in der Prostitution sind.

## **SÄULE 4 – AUFKLÄRUNG UND PRÄVENTION**

Das Nordische Modell beinhaltet Maßnahmen zur Aufklärung über die Realität der Prostitution in der Gesellschaft, in Schulen

und in der Ausbildung von Sozialarbeiterinnen, Polizisten etc. Wichtig ist es zu vermitteln, dass die Käuflichkeit sexueller Handlungen nichts mit Gleichberechtigung zu tun hat und weder empowernd noch feministisch ist. Insbesondere Schweden und Frankreich haben seit Einführung des Nordischen Modells mehrere Präventionskampagnen durchgeführt, die den Sexkauf problematisieren und über die Situation prostituierten Frauen aufklären.

Mittlerweile wurde das Nordische Modell auch in Norwegen und Island (2009), Kanada (2014), Nordirland (2015), Frankreich (2016), Irland (2017) und Israel (2018) eingeführt.



Dieses Buch erzählt auch die Geschichte von Frauen in der Prostitution. Jede Frau mit ihrer Geschichte ist einzigartig. Doch sind die Faktoren, die dafür sorgen, dass Frauen in die Prostitution kommen bzw. gebracht werden, international sehr ähnlich.

In der Prostitution sind überwiegend Frauen, aber auch Männer und Trans-Personen aus stark marginalisierten Personengruppen. Die meisten prostituierten Personen in Deutschland stammen aus osteuropäischen Ländern und wurden nicht selten auch schon in den Herkunftsländern als Zugehörige ethnischer Minderheiten, wie z. B. Roma, ausgegrenzt und diskriminiert. Es gibt verschiedene Gründe dafür, dass Frauen in die Prostitution kommen. So kann die Ursache die Chancenlosigkeit im Herkunftsland und finanzielle Not sein, die durch fehlenden Zugang zu Bildung, fehlende berufliche Möglichkeiten und die Notwendigkeit, die eigene Familie finanziell zu versorgen, gebildet wird. Ein weiterer Faktor ist das Erleben sexuellen Missbrauchs im Kindes- oder Jugendalter. In den meisten Fällen wird der Einstieg in die Prostitution durch mindestens eine weitere Person befördert. Anwerber oder die späteren Zuhälter selbst werben Frauen gezielt an, um sie später in die Prostitution zu bringen, etwa durch

angebliche lukrative Jobangebote. Je vulnerabler eine Frau aufgrund ihres familiären und wirtschaftlichen Hintergrundes ist, desto leichter kann sie von Zuhältern und Menschenhändlern in die Prostitution getrieben werden. Selbst wenn die Frauen vor der Migration nach Deutschland zustimmen, in der Prostitution tätig zu sein, werden sie über deren Bedingungen getäuscht. Sie werden im Unklaren darüber gelassen, dass sie oft rund um die Uhr und an sieben Tagen die Woche in der Prostitution tätig sein und in dem gleichen Zimmer leben müssen, in dem sie der Prostitution nachgehen. Auch dass sie täglich eine große Anzahl Freier bedienen müssen und diese nicht ablehnen dürfen, erfahren sie erst viel später. Durch das Auferlegen verschiedenster „Fixkosten“ wie Zimmermiete, Kosten für Onlinewerbung, Kondome, Kleidung, Essen etc. werden die Frauen in einen Schuldenkreislauf getrieben, dem nur sehr schwer zu entkommen ist.

Auch das Vortäuschen einer Liebesbeziehung ist eine bekannte Methode, mit welcher Opfer durch die Schaffung einer emotionalen Abhängigkeit in die Prostitution gebracht werden. Die Anwerbung der Opfer geschieht heute zu einem Großteil über das Internet, teilweise aber auch an Schulen oder öffentlichen Orten. Nach dem Aufbau einer vorgetäuschten Liebesbeziehung wird die Frau oder auch das Mädchen, häufig unter dem Vorwand von Schulden und finanziellen Problemen, dazu gedrängt, dem sog. „Loverboy“ „zu helfen“ und Geld in der Prostitution zu verdienen. Schließlich schickt der „Loverboy“ sein Opfer in Prostitutionseinrichtungen wie Bordelle oder auf den Straßenstrich, um es dort auszubeuten.

Seit einigen Jahren nimmt die Anzahl von Opfern des Menschenhandels aus westafrikanischen Ländern, hauptsächlich Nigeria, Gambia und Guinea, zu. Diese Frauen haben andere Beweggründe als osteuropäische Frauen, ihr Heimatland zu verlassen. Zu nennen sind hier v. a. das Drohen einer Zwangsverheiratung oder einer Genitalverstümmelung. Die Betroffenen aus diesen Ländern leiden aufgrund ihrer Fluchterfahrung, meist

durch Libyen und über das Mittelmeer, und der bereits während der Flucht erlittenen sexuellen Ausbeutung unter schwersten Traumatisierungen. Haben sie schließlich ein Camp für Geflüchtete in Europa erreicht, werden sie nach der Beantragung von Asyl aus den Camps gebracht und der Prostitution zugeführt, wo sie dann ihre durch die Flucht entstandenen „Schulden“ abarbeiten müssen. Menschenhandelsopfer aus afrikanischen Ländern werden häufig von ihren Zuhältern oder auch Zuhälterinnen, den sogenannten „Madames“, durch „Juju-Zauber“, also Voodoo-Rituale verängstigt und von ihren Zuhälterinnen und Zuhältern abhängig gemacht. Durch diese Rituale werden die Opfer davon abgehalten zu fliehen oder sich an die Polizei zu wenden. Auch die Bedrohung der Familie im Heimatland spielt eine wichtige Rolle, die Opfer von einer Aussage bei der Polizei abzuhalten.

Frauen erleiden in der Prostitution schwere physische und psychische Schädigungen. Dies belegt bereits eine vom Bundesfamilienministerium in Auftrag gegebene Studie aus dem Jahr 2004.<sup>4</sup> Zu nennen sind im physischen Bereich u. a. gynäkologische Beschwerden und Erkrankungen, sexuell übertragbare Krankheiten, ungewollte Schwangerschaften, Kopf- und Kieferschmerzen durch gewaltsam durchgeführten Oralverkehr und Inkontinenz im jungen Alter. Psychische Schädigungen sind z. B. Schlafstörungen, Depressionen, Alkohol- und Medikamentenmissbrauch, Angstzustände, Dissoziation und das Erleiden von Traumata bis hin zur posttraumatischen Belastungsstörung. Gleichzeitig haben die wenigsten Frauen in der Prostitution eine Krankenversicherung.

Das Ausmaß an Gewalt, das Frauen in der Prostitution erleben, ist immens. So ist die Sterblichkeitsrate bei prostituierten

---

4 Schröttle, M. & Müller, U. (2004). II. Teilpopulationenerhebung bei Prostituierten – Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Bielefeld. In Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland – Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland (S.1–93). o. O.: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Frauen vierzig mal höher<sup>5</sup> und das Risiko, ermordet zu werden, achtzehn mal höher als für andere Frauen.<sup>6</sup> Die Studie des Familienministeriums nennt als häufigsten Täter von Gewalttaten gegen prostituierte Frauen den Freier. Seit der Liberalisierung der Prostitution 2002 wurden in Deutschland nachweislich weit über 100 Frauen ermordet – überwiegend von Freiern.<sup>7</sup>

Wie viele Menschen sich in Deutschland in der Prostitution befinden, kann nur grob geschätzt werden. Die aktuellen Schätzungen gehen von mehreren hunderttausend Personen in der Prostitution aus. Damit hat Deutschland einen der größten Prostitutionsmärkte weltweit.



Seit einigen Jahren ist die Diskussion um den Umgang mit der Prostitution in Deutschland wieder aufgeflammt. Die Berichterstattung über Prostitution ist kritischer geworden und auch in der Politik finden sich immer mehr Stimmen, die sich für die Einführung des Nordischen Modells aussprechen. Diese Entwicklung steht einer Normalisierung und Verklärung der Prostitution als „selbstbestimmte“ und „feministische“ Tätigkeit und als Ausleben der eigenen Sexualität gegenüber.

Mit der deutschen Ausgabe dieses Buches möchten wir einen Beitrag zur Aufklärung darüber leisten, wie die Situation in der Prostitution wirklich ist und wie eine Gesetzgebung nach dem Nordischen Modell in der Praxis umgesetzt wird. Wir hoffen, hierdurch bestehende Zweifel über die Wirksamkeit des Nordischen Modells ausräumen und deutlich machen zu können, dass

---

5 „Pornography and prostitution in Canada: Report of the Special Committee on Pornography and Prostitution“, Minister of Supply and Services Canada, 1985

6 John J. Potterat, Devon D. Brewer, Stephen Q. Muth, Richard B. Rothenberg, Donald E. Woodhouse, John B. Muth, Heather K. Stites and Stuart Brody, „Mortality in a Long-term Open Cohort of Prostitute Women“, *American Journal of Epidemiology* 2004

7 Die Initiative Sexindustrie Kills dokumentiert alle bekannten Prostituiertenmorde auf ihrer Website <https://sexindustry-kills.de/>

das Nordische Modell auch in Deutschland eingeführt und umgesetzt werden kann.

Wir widmen dieses Buch all den Frauen, die heute unter einer legalen Gesetzgebung in deutschen Bordellen, auf deutschen Straßen, in deutschen Hotels und Wohnungen ausgebeutet werden. Wir kämpfen weiter dafür, dass das Gesetz in einigen Jahren auf eurer Seite stehen wird.

Deutschland ist das Bordell Europas. Das muss es aber nicht bleiben.

*Kerstin Neuhaus*

*Klaus Engelmohr*

*Gerhard Schönborn*



## VORWORT ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

**A**ls ich gebeten wurde, ein Vorwort für Simon Häggströms Buch „Auf der Seite der Frauen“ zu schreiben, war meine erste Reaktion Skepsis. Denn als Frau mit Prostitutionserfahrung bin ich natürlich keine große Freundin der Polizei. Keine Frau in der deutschen Prostitution ist das. Keine will mit der Polizei zu tun haben. Die Polizei, dein Freund und Helfer? Nicht für uns.

In Deutschland ist die Beziehung zwischen Polizei und Prostituierten von tiefem Misstrauen geprägt. Zu oft haben wir erlebt, wie das System, das uns eigentlich schützen sollte, uns im Stich gelassen oder sogar aktiv geschadet hat.

Historisch betrachtet, war die Polizei in Deutschland immer die, die Frauen und Mädchen in der Prostitution gegängelt, verfolgt und drangsaliert hat. Während des Nationalsozialismus war es die Polizei, die mithilfe Frauen und Mädchen aus der Prostitution als „asoziale, minderwertige Elemente“ in die Konzentrationslager zu schaffen. Und gleichzeitig waren es Kriminalpolizisten, die Zwangsprostituierte für die Bordelle der Wehrmacht und der SS heranschafften. Ein schwieriges Erbe, über das viel zu wenig gesprochen wird.

Auch in der DDR und der BRD ging die Polizei vielfach gegen Frauen und Mädchen in der Prostitution vor. Sie wurden behandelt wie Täterinnen, obwohl sie doch zumeist Opfer waren. Aber

das Stigma von der „verdorbenen Hure“, die aufgrund von „Charakterfehlern“ anschafft und nicht etwa wegen widriger sozialer Umstände und Gewalt, saß tief. Und es sitzt bis heute.

Aber auch andere Faktoren führen dazu, dass die Beziehung zwischen Polizei und Frauen und Mädchen aus der Prostitution eine zutiefst gestörte ist.

Meine eigene Geschichte ist leider keine Ausnahme, sondern symptomatisch für ein grundlegendes Problem. Ich landete in der Prostitution, weil alle Systeme versagt hatten. Das Jugendamt, das mich nicht vor häuslicher Gewalt schützte. Die Gesellschaft, die mir keine anderen Optionen bot. Und schließlich die Polizei, die mich nicht als Opfer, sondern als Kriminelle behandelte. Mein erster Zuhälter war selbst Polizist — eine perverse Verdrehung der Schutzfunktion, die die Polizei eigentlich haben sollte.

Diese Erfahrung ist kein Einzelfall. Immer wieder hören wir von Vorkommnissen, in denen Polizisten ihre Machtposition ausnutzen, um Prostituierte auszubeuten. In einem besonders erschreckenden Fall vermietete ein Polizeibeamter seine Wohnung an Prostituierte und förderte aktiv deren Tätigkeit — er war ihr Bordellbetreiber. Außerdem hören wir von Fällen, in denen Polizisten aus ihrer Machtfunktion einen Vorteil ziehen, um Frauen und Mädchen aus der Prostitution sexuell auszunutzen, ihnen sexuelle Gewalt anzutun — und zu oft können sie sich dabei sicher sein, dass ihnen, den Herren Polizisten, dabei im seltenen Fall einer Anzeige eher geglaubt wird als der Frau, die anschafft und damit in den Augen der Gesellschaft noch immer weniger wert, noch immer weniger glaubwürdig und noch immer weniger achtbar ist. Auch gibt es Fälle, die aufzeigen, dass manche Polizisten durch Korruption in das Rotlichtmilieu verstrickt sind: die Bordellbetreibern etwa Tipps geben, wann die nächste Razzia ist, und die dafür von den Zuhältern kostenlosen Zugang zu den prostituierten Frauen bekommen.

Solche Vorfälle zerstören jegliches Vertrauen in die Strafverfolgungsbehörden. Doch es sind nicht nur diese extremen Fälle,

die problematisch sind. Es ist die alltägliche Realität der Interaktion zwischen Polizei und Prostituierten, die von Misstrauen, Vorurteilen und Machtmissbrauch geprägt ist. Wenn wir Übergriffe melden, werden wir oft nicht ernst genommen. Zu viele Polizisten sind nicht geschult, was sexuelle Gewalt angeht. Als Frau in der Prostitution einen sexuellen Übergriff durch einen Freier anzeigen? Viel Spaß auf der Wache: „Er hat doch bezahlt.“ Wie sollen wir Vertrauen in ein System haben, das unsere Erfahrungen so konsequent negiert?

Ein weiteres Problem ist die Doppelmoral, die viele Polizisten an den Tag legen. Einerseits nehmen sie die Dienste von Prostituierten in Anspruch, andererseits gehen sie in ihrer offiziellen Funktion gegen uns vor. Diese Heuchelei verstärkt nur das Gefühl der Rechtlosigkeit und des Ausgeliefertseins, das viele von uns ohnehin schon haben. Die Polizei steht vor der schwierigen Aufgabe, in einem Milieu zu ermitteln, das von Misstrauen und Angst geprägt ist. Verdeckte Ermittlungen im Rotlichtmilieu sind ethisch heikel und bergen die Gefahr von Grenzverletzungen. In Bremen wurde beispielsweise gesetzlich festgelegt, dass verdeckte Ermittler keine Liebesbeziehungen zu Frauen aus dem Milieu eingehen dürfen — ein notwendiger Schritt, der aber auch zeigt, wie komplex und problematisch die Situation ist.

All diese Probleme verdeutlichen, wie dringend wir einen Paradigmenwechsel in der Beziehung zwischen Polizei und Frauen aus der Prostitution brauchen. Wir brauchen eine Polizei, die uns als schutzbedürftige Menschen sieht, nicht als Kriminelle oder Objekte oder verkommene Gestalten. Wir brauchen Beamte, die verstehen, dass Prostitution fast nie eine freie Wahl ist, sondern das Ergebnis von Armut, Gewalt und fehlenden Alternativen. Und Polizisten, die sich weigern, uns zu diskriminieren oder gar sexuell auszubeuten.

Und zugleich brauchen wir ein gesetzgeberisches System, das es den Polizisten, die verstanden haben, erlaubt, zu unserem Schutz durchzugreifen — und das ist in Deutschland schwierig,

wo ein Bordell zu betreiben, Frauen auf den Strich zu schicken und sie sexuell zu vermarkten ein ganz normales Geschäft ist.

Um es zusammenzufassen: Ich bin grundlegend dafür, dass Frauen und Mädchen aus der Prostitution so wenig wie möglich mit der Polizei zu tun haben müssen — denn wir sind nicht die, die verfolgt, verjagt, schikaniert gehören. Die Prostitution zu überleben, körperlich wie seelisch, ist schon schwierig genug. Frauen aus der Prostitution brauchen Alternativen, Angebote — und kein zusätzliches Problem namens Polizei.

Warum also schreibe ich trotzdem dieses Vorwort? Ganz einfach: weil Simon Häggström, der auf den folgenden Seiten seine Arbeit bei einer Stockholmer Anti-Prostitutions-Einheit beschreibt, eben kein deutscher Polizist ist. Er ist Schwede. Und in Schweden herrschen, was Prostitution angeht, andere Sitten. Denn dort gibt es das Nordische Modell: Prostitution gilt nicht als „Dienstleistung“, sondern als Gewalt gegen Frauen. Und deshalb werden natürlich nicht die Frauen und Mädchen aus der Prostitution verfolgt und bestraft, sondern die Täter, die Freier und Zuhälter, die Bordellbetreiber. Sex zu kaufen, ist in Schweden keine Bagatelle, sondern zieht ernsthafte Konsequenzen für die Freier nach sich. Die anschaffenden Frauen hingegen bekommen, wenn sie dies möchten, ein Ausstiegsangebot unterbreitet. Sie haben nicht sonderlich viel mit der Polizei zu tun, sondern mehr mit den Sozialarbeiterinnen, die die Polizei begleiten — und das ist auch richtig so.

Das Modell in Schweden, wo der Kauf von Sex illegal ist, nicht aber der Verkauf, zeigt einen möglichen Weg auch für uns in Deutschland auf. Es ist ein guter Ansatz, der die Käufer kriminalisiert und darauf abzielt, Frauen aus der Prostitution zu helfen, statt sie zu bestrafen. In Deutschland sind wir von einem solchen Modell noch weit entfernt. Unser aktuelles System, das Prostitution legalisiert hat, ohne adäquate Schutzmaßnahmen zu implementieren, hat versagt. Es hat ein riesiges Dunkelfeld

geschaffen, in dem Menschenhandel und organisierte Kriminalität florieren. Die offiziellen Zahlen sprechen Bände: Von den geschätzten 250.000 bis 400.000 Prostituierten in Deutschland sind weniger als zehn Prozent offiziell gemeldet, von denen nur ein Bruchteil sozialversichert ist. Das zeigt, wie sehr das System unterlaufen wird und wie groß das Dunkelfeld ist.

Was wir brauchen, ist ein ganzheitlicher Ansatz, der die Realitäten der Prostitution anerkennt. Wir brauchen eine Polizei, die geschult ist im Umgang mit traumatisierten Frauen. Beamte, die verstehen, dass hinter jeder Prostituierten eine Geschichte von Gewalt, Ausbeutung und fehlenden Alternativen steht. Wir brauchen auch eine bessere Zusammenarbeit zwischen den Behörden, wo Polizei, Sozialarbeiter, Gesundheitsämter und andere Stellen eng zusammenwirken. Ein System, das Vertrauen schafft und es ermöglicht, Frauen echte Hilfe anzubieten, statt sie nur zu kriminalisieren.

Doch all diese Maßnahmen werden nur dann erfolgreich sein, wenn wir das grundlegende Vertrauensproblem zwischen Prostituierten und Polizei angehen. Dafür braucht es einen kulturellen Wandel innerhalb der Polizei. Wir brauchen Beamte, die verstehen, dass Prostitution kein „Beruf wie jeder andere“ ist, sondern eine Form der sexuellen Ausbeutung. Dieser Wandel muss schon in der Ausbildung beginnen. Polizisten müssen lernen, die Zeichen von Zwangsprostitution und Menschenhandel zu erkennen. Sie müssen verstehen, warum Frauen oft nicht „einfach aussteigen“ können und warum sie zögern, Anzeige zu erstatten. Gleichzeitig müssen wir die toxischen Männlichkeitsbilder innerhalb der Polizei adressieren. Solange es normal ist, dass Polizisten selbst Freier sind, wird es schwierig sein, echtes Vertrauen aufzubauen. Wir brauchen eine Polizeikultur, die Frauen respektiert und schützt, anstatt sie zu objektifizieren. Ein weiterer wichtiger Punkt ist die konsequente Verfolgung von Polizeibeamten, die ihre Position missbrauchen. Es darf keine Toleranz geben für Beamte, die sich an der Ausbeutung von prostituierten Frauen

beteiligen oder wegschauen, wenn sie Missstände bemerken. Nur wenn Frauen in der Prostitution sicher sein können, dass die Polizei auf ihrer Seite steht, werden sie bereit sein, mit ihr zusammenzuarbeiten.

Wir müssen auch die Art und Weise überdenken, wie Polizeikontrollen im Rotlichtmilieu durchgeführt werden. Was wir stattdessen brauchen, sind respektvolle, auf Vertrauen basierende Ansätze. Solche Kontrollen sollten darauf abzielen, den Frauen Hilfe anzubieten, statt sie zu kriminalisieren. Sie sollten in Zusammenarbeit mit Sozialarbeitern und Gesundheitsdiensten durchgeführt werden, um den Frauen echte Ausstiegsmöglichkeiten zu bieten. Simon Häggströms Buch bietet einen wertvollen Einblick in diesen anderen Ansatz. In Schweden wird Prostitution als Form der Gewalt gegen Frauen verstanden und die Polizeiarbeit zielt darauf ab, die Nachfrage zu reduzieren und den Frauen zu helfen. Von diesem Modell können wir viel lernen. Vor allem zeigt es, wie wichtig es ist, dass die Polizei die Realitäten der Prostitution versteht und anerkennt.

Häggström beschreibt eindringlich die Traumata, die Gewalt und die Ausbeutung, die er in seiner Arbeit gesehen hat. Er zeigt, dass Prostitution keine harmlose Dienstleistung ist, sondern eine Form der sexuellen Ausbeutung, die schwere körperliche und psychische Schäden verursacht und nicht nur den betroffenen Frauen, sondern allen Frauen und der ganzen Gesellschaft schadet.

Dieses Buch beweist, dass es möglich ist, als Polizist mit Mitgefühl und Verständnis zu arbeiten, ohne die harte Realität aus den Augen zu verlieren. Es ist ein ehrliches Buch — Häggström verkennt nicht, dass die betroffenen Frauen noch immer ambivalent auf die Polizei reagieren, dass auch die Polizei nicht immer helfen kann, dass es ein Kampf ist, der Ausdauer und Geduld erfordert.

Aber es zeigt eben auch: Eine völlig andere Sicht auf Prostitution und ein anderer Umgang mit ihr sind möglich — und

dringend erforderlich. Besonders dankbar bin ich dafür, dass in diesem Buch vor allem die immer und immer wieder vorgebrachten Mythen über das Nordische Modell widerlegt werden: dass nach Einführung der Freierbestrafung die Prostitution im Untergrund verschwinden oder der Menschenhandel zunehmen würde. Das Gegenteil ist der Fall.

Ich wünsche diesem Buch viele Leserinnen und Leser, vor allem aus der Justiz, der Polizei und den Behörden. Und ich hoffe, dass es viele Menschen inspirieren wird, sich für einen echten Wandel einzusetzen — in der Polizei, in der Politik und in der Gesellschaft.

*Huschke Mau*

*Aktivistin mit eigenen Erfahrungen in der Prostitution, Gründerin vom Netzwerk Ella sowie Autorin von „Entmenschlicht. Warum wir Prostitution abschaffen müssen“*

**„WIR SAGEN, DASS DIE SKLAVEREI  
IN DER EUROPÄISCHEN KULTUR  
NICHT MEHR EXISTIERT. DOCH  
DAS IST NICHT DIE WAHRHEIT.  
DIE SKLAVEREI EXISTIERT  
IMMER NOCH, NUR HEISST SIE  
HEUTE PROSTITUTION.“**

VICTOR HUGO (1802 – 1885)

*„Ich widme dieses Buch den Hunderten von Frauen,  
Männern und Kindern, die ich durch meine Arbeit ken-  
nengelernt habe. Dies ist mein Versuch, eure Realität zu  
beschreiben.“*

*Simon Häggström*

## EINLEITUNG

**W**ährend meiner Zeit als junger Student der Polizeihochschule in Stockholm wurden wir jedes Semester in ein Praktikum geschickt, um einen tieferen Einblick in den praktischen Teil der Polizeiarbeit zu bekommen. Einen dieser Tage verbrachte ich mit einem älteren Mann mit verlebtem Gesicht, der irgendwo in Småland beim schwedischen Grenzschutz arbeitete. Er war ein Polizist der alten Schule, der weder für brutale Schläger noch für hohe Polizeichefs viel übrig hatte. Er hatte nur noch wenige Jahre bis zum Ruhestand und erzählte ausgiebig von den Erfolgen, Fehlern und Lehren eines ganzen Polizistenlebens. Er sprach darüber, wie wichtig es ist, niemals zu vergessen, warum man einmal Polizist geworden ist, über die Wichtigkeit, sich in all dem Elend, das einem begegnet, um sich selbst zu kümmern, und darüber, immer und in jeder Situation für Wahrheit und Recht einzustehen, auch wenn es anstrengend ist. Einer der eher unerwarteten Tipps, die ich von diesem Mann bekam, war, alle meine Erinnerungen aus dem Polizeialltag aufzuschreiben. Als ich vorsichtig fragte, welchen Zweck das haben sollte, antwortete er, dass es im Alter fantastisch sei, sich an alles erinnern und auf alles zurückblicken zu können, was man in seinen Jahren bei der Polizei erlebt hat. Er meinte, ich würde so viele spannende Vorfälle erleben, dass es mir später schwerfallen würde, mich an alles zu erinnern. Sein Tipp war einfach und konkret:

„Schreib die Situationen und Begegnungen mit Menschen auf, die dich am meisten beeindruckt haben. Es wird dir große Freude bereiten, wenn du alt bist.“

In dem Augenblick dachte ich, dass so etwas zu tun wahrscheinlich nicht mein Ding sei. Seit dem Schwedischunterricht am Gymnasium hatte ich keine einzige Zeile geschrieben und es hatte mich nie gereizt, Texte zu verfassen. Allein der Gedanke, jemand Unbefugtes würde etwas, das ich in meiner Freizeit geschrieben hatte, in die Hände bekommen und lesen, ließ mich vor Scham im Boden versinken. Nein, das Schreiben von Memoiren war Sache von jemand anderem. Ich wollte richtige Polizeiarbeit machen: Rauschgiftfahnder werden und regelmäßig Verbrecher festnehmen.

Aber die Dinge entwickeln sich nicht immer so, wie man denkt, und meine Berufswahl nahm eine Wendung, die ich mir niemals hätte vorstellen können. Schon früh in meiner Polizeikarriere bekam ich die Möglichkeit, mich auf Prostitution und Menschenhandel zur sexuellen Ausbeutung zu spezialisieren. Damals gab es nur sehr wenige Polizisten, die sich mit genau dieser Problematik beschäftigten, und viele waren neugierig und wollten mehr über die Welt lernen, in der meine Kolleginnen, meine Kollegen und ich arbeiteten. Als ich von unseren Erlebnissen erzählte, meinten mehrere Leute vollkommen unabhängig voneinander, ich solle doch anfangen, über all das, was ich erlebte, zu schreiben. Irgendwo in alledem fielen mir die Worte des alten Polizisten wieder ein und ich fasste den Mut, kurze Kapitel für mich selbst zu verfassen. Der Plan war einfach: Diese Zeilen sollten nie von jemandem gelesen werden, sondern bis zu meinem Ruhestand tief in der Schreibtischschublade vergraben bleiben. Dann würde ich dort in einem Sessel sitzen, in meinen Aufzeichnungen blättern und mich an vergangene Zeiten und besondere Einsätze erinnern.

Wenn ich heute daran zurückdenke, wie alles begann, glaube ich, dass der erfahrene Grenzpolizist — an dessen Namen ich

mich übrigens nicht einmal mehr erinnern kann — einen Samen gepflanzt hat, als er mir von seinem Schreiben erzählte. Es dauerte ziemlich lange, bis ich mich überhaupt getraut habe, jemandem meine Texte zu zeigen, aber nach viel Blut, Schweiß und Tränen wurde im Jahr 2016 die Erstausgabe des Buches veröffentlicht, dessen deutsche Ausgabe du jetzt in den Händen hältst. Ich weiß noch, wie ich damals dachte, niemand außer meinen Verwandten und Freunden wäre daran interessiert, es zu lesen. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass ich mich auf das Größte getäuscht hatte.

Das Feedback, das ich im Laufe der Jahre zu diesem Buch bekommen habe, ist gelinde gesagt überwältigend. Es ist geliebt, aber auch gehasst worden. Es hat Menschen berührt, aber auch provoziert. Es wurde von Tausenden gelesen und hat lebhaft Debatten und Diskussionen ausgelöst. Am meisten freut mich, dass es immer noch an einer Reihe von weiterführenden Schulen und in anderen Bildungseinrichtungen im ganzen Land verwendet wird, wo die Schülerinnen und Schüler es lesen und dann über Themen wie Pornografie, Prostitution und Menschenhandel diskutieren und nachdenken. Das macht mich natürlich stolz, aber vor allem habe ich durch das Schreiben einen Weg gefunden, ein realistisches Bild einer Welt zu vermitteln, die normalerweise von vielen Mythen und Vorurteilen geprägt ist.

Heute, also einige Jahre später, bin ich mit meinen Kolleginnen und Kollegen von der Norrmalm-Polizei immer noch draußen in der Stockholmer Nacht unterwegs. Auch wenn es sich oft so anfühlt, als würden wir ständig Gegenwind bekommen, tun wir weiterhin, was wir können, um Freiern und Zuhältern das Leben schwer zu machen.

Wenn du dieses Buch zum ersten Mal liest, möchte ich mich bei dir bedanken, dass du dir die Zeit nimmst, dich mit diesem wichtigen Thema zu beschäftigen. Ich weiß, dass dieses Buch Emotionen weckt, und ich hoffe, dass es auch dich berühren wird.

*Simon Häggström*  
*Stockholm*



## BELLAS GESCHICHTE

Ich habe meine Kindheit in meinem Heimatland in Südeuropa als sehr chaotisch in Erinnerung. Sie war geprägt von Angst, Misshandlung und sexuellem Missbrauch. Mein Vater kam manchmal mitten in der Nacht betrunken nach Hause und schlug meine Mutter grün und blau. Ich weiß noch, wie er sie mit dem Kopf gegen die Wand schleuderte. Während sie weinte und er mit Haarbüscheln in der Hand dastand und schrie, sahen wir Kinder das Ganze von unserem Versteck aus, gelähmt von der Angst davor, was als Nächstes passieren würde. Ein Ereignis habe ich besonders stark in Erinnerung. Damals dachte mein Vater, er wäre nicht der Vater des Kindes, mit dem meine Mutter schwanger war. Er nahm eine große Zange und versuchte, das Kind aus ihrem Bauch zu ziehen.

Wir wohnten in einer kleinen Wohnung in der Hauptstadt. Mein kleiner Bruder und ich mussten im Heizungskeller wohnen, weil für uns oben in der Wohnung kein Platz mehr war. Als meine ältere Schwester später auszog, durften wir hoch zu den anderen ziehen. Mein kleiner Bruder, der aufgrund einer Hirnhautentzündung eine leichte Behinderung hatte, wurde schließlich von einer Familie aus Schweden adoptiert. Ich weiß noch, dass ich mir meine gesamte Kindheit lang wünschte, ich wäre adoptiert worden, aber aus einem unerklärlichen Grund behielt mich meine Mutter. Manchmal durfte ich im Sommer meinen Bruder in Schweden besuchen. Immer wenn es Zeit war, wieder nach

Hause zu fahren, weinte ich. Es fühlte sich an, als würde ich in die Hölle zurückkehren.

Eines Tages verschwand mein Vater und ich weiß noch, dass ich erleichtert war. Aber die Ruhe hielt nicht sehr lange an. Meine Mutter begann, verschiedene Männer mit nach Hause zu bringen, und einige von ihnen missbrauchten mich sexuell. Sie fassten mich an und machten mit mir, was sie wollten, ohne sich im Geringsten um mich zu scheren. Ich wusste, dass meine Mutter mir nicht glauben würde, wenn ich es ihr erzählte, also schwieg ich und versuchte, alles in mir zu verbergen. Meine Mutter kompensierte ihren Mangel an Liebe und Fürsorge mit einer Menge materieller Dinge. Ich entwickelte eine Art rebellische Hassliebe zu ihr. Sie hingegen schenkte ihre Aufmerksamkeit den Männern, die mich missbrauchten. Ich fing an, Drogen zu nehmen, um den Schmerz und das Gefühl der Einsamkeit zu betäuben, und kam deshalb in ein Jugendheim im Norden des Landes. Ich glaube, das war meine Rettung.

Mit 17 zog ich nach Schweden und traf einen Mann, den ich später heiratete. Es war eine turbulente Beziehung, die schließlich mit einer Scheidung endete. Ich begann, in einem Restaurant als Kellnerin zu arbeiten, während ich noch in seiner alten Wohnung wohnte. In diesem Restaurant kam ich zum ersten Mal mit Vlad in Kontakt, der damals mit einem Typen befreundet war, mit dem ich ein paarmal ausgegangen war. Vlad arbeitete in einem Rock-Klub in Södermalm. Anfangs hatte ich nur freundschaftliches Interesse an ihm, aber je öfter wir uns trafen, desto mehr mochte ich ihn. Mir gefiel, dass er musikalisch, kreativ und abenteuerlustig war. Wenn ich von meinen Reisen erzählte, sagte er, dies seien genau die Länder, die er ebenfalls mochte. Als ich ihm die Fotos zeigte, die ich gemacht hatte, sagte er, er würde gern dieselben Orte besuchen. Er hörte zu und schmeichelte mir auf eine Art, die — wie ich im Nachhinein, sehr viel später, verstand — nur dazu diente, mich einzuwickeln.

Eines Abends, als ich nach dem Ausgehen mit meinen Freundinnen nach Hause kam, hatte ich plötzlich das Verlangen, zu Vlad zu fahren. Es war wie ein innerer Zwang, eine treibende Kraft, unangenehm und verlockend zugleich. Ich dachte: „Wenn ich nicht jetzt sofort fahre, wird etwas Schreckliches passieren“ — also tat ich es. An diesem Abend war ich wie hypnotisiert von ihm. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen und gleichzeitig unwohl. Etwas in mir sagte mir damals schon, dass er böse war, aber ich ignorierte diese Stimme. Ich hatte eine Reise nach Vietnam geplant und lud ihn ein, mitzukommen, damit wir uns ein wenig besser kennenlernen könnten. Wir lachten und hatten Spaß zusammen, aber er brachte mich auch dazu, Dinge zu tun, bei denen ich mich nicht ganz wohlfühlte, wie zum Beispiel die Grenzen von dem zu überschreiten, wozu ich sexuell bereit war. Als wir zurück nach Schweden kamen, zog er bei mir ein.

Vlad begann, sich immer mehr zu beklagen und sagte, ihm würde die Arbeit im Rock-Klub keinen Spaß mehr machen. Er meinte, es würde reichen, wenn ich arbeitete, sodass er sich ganz auf seine Musik konzentrieren könnte. Im Nachhinein kann ich erkennen, wie er mich schon damals in die Richtung lenkte, wo er mich haben wollte, aber seltsamerweise war ich wie berauscht von ihm. Er sprach es nie laut aus, aber mit der Zeit verstand ich, dass er Verbindungen zur Mafia in seinem Heimatland hatte. Er mied manche Orte, redete davon, dass wir in Stockholm nicht sicher seien, und behauptete, es liege daran, dass er Schulden habe. Vlad malte mir ein Bild von einem wunderbaren Leben im Ausland vor, und weil ich in ihn verliebt war, war die Vorstellung, zusammen wegzuziehen, weit fort von Stockholm, auch für mich verlockend. Das einzige Problem war, dass wir nicht genug Geld hatten.

Ich weiß noch, wie Vlad mir zum ersten Mal die Idee unterbreitete, dass ich mich prostituieren könnte. Er beschrieb es als eine großartige Möglichkeit für uns, in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen, damit wir unseren gemeinsamen Traum verwirklichen

könnten. Er sagte, er habe Erfahrungen in der Pornoindustrie und kenne Mädchen, die sich verkaufen würden und denen es sehr gut gefalle. Vlad wusste, wie er meinen Widerstand nach und nach aufweichen konnte. Ich glaube, dass er all die Informationen benutzte, die er über mich hatte — Dinge, die ich ihm im Vertrauen erzählt hatte —, um mich zu dem zu bringen, was er wollte. Er sah, dass ich wegen der Erlebnisse in meiner Kindheit nur schwer Grenzen setzen und Nein sagen konnte, und selbst das nutzte er aus. Der Gedanke, mich zu verkaufen, war fürchterlich, aber ich redete mir ein, dass ich es nur für eine kurze Zeit tun könnte und dass es der einzige Weg für uns wäre.

Als ich mich zum ersten Mal verkaufte, hatte ich das Gefühl, meine gesamte Würde zu verlieren. Ich bekam 2.000 schwedische Kronen für eine Stunde, aber die Scham, der Ekel und das Unbehagen sorgten dafür, dass ich mich vollkommen wertlos fühlte. Wir begannen, unseren Umzug nach Paris zu planen, und in der Zeit, bevor wir Schweden verließen, verdiente ich für Vlad jeden Tag zwischen 17.000 und 20.000 schwedische Kronen.

In der französischen Hauptstadt mietete er uns eine sauteure Wohnung und sagte, dass jetzt unser neues, fantastisches Leben beginnen würde. Aber es dauerte nicht lange, bis uns das Geld ausging und Vlad mich zwang, Bilder von mir auch auf französischen Escort-Seiten hochzuladen. Ich verkaufte mich dort, in unserem gemeinsamen Zuhause, während Vlad auf der Straße wartete. Manchmal fuhr er mich zu Freiern in ein Hotel oder eine Wohnung. Ich fühlte mich wie ein Spielzeug, ein Objekt für eklige alte Männer.

Während einer Urlaubsreise in Vlags Heimatland hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, einen Ort gefunden zu haben, an dem ich glücklich war und mich zu Hause fühlte. Wir beschlossen, dorthin zu ziehen und auf einem Grundstück, das seiner Familie gehörte, ein Haus zu bauen. Ich vertraute Vlad, als er sagte, es würde uns gemeinsam gehören. Er würde für das Grundstück

aufkommen und ich sollte meinen Beitrag leisten, indem ich das Geld für den Bau des Hauses verdiente.

Doch der Traum verwandelte sich schnell in einen Albtraum. Ich durfte höchstens zehn Tage am Stück im Land bleiben. Dann schickte er mich wieder nach Stockholm, um zu „arbeiten“, zwei Wochen am Stück, sieben Tage die Woche. Danach fuhr ich mit dem Geld nach Hause zu Vlad, um dann nach Stockholm zurückzukehren und mehr zu verdienen.

Ich wurde eine sehr gute Schauspielerin. Für Vlads Familie und unsere Freunde spielte ich die Rolle eines Fotomodells, das im Ausland das große Geld verdiente. Für die Freier in Schweden spielte ich die perfekte sexy Frau, mit der sie ihre kranken Fantasien verwirklichen konnten. Ich war eine Illusion und lebte eine Lüge. Während Vlad sich einen Namen im Showgeschäft machte und unser Geld ausgab, weinte ich mich in Stockholm in den Schlaf. Immer wenn ich nach Hause kam, gab ich ihm das gesamte Geld, das ich verdient hatte, und flehte ihn an, ein Dokument zu unterschreiben, das mich zur Miteigentümerin des Hauses machen würde, aber es endete immer in einem heftigen Streit. Manchmal tat er gekränkt, manchmal drohte er mir.

Auch die Freier forderten ihren Teil. Ich ließ mir die Haare verlängern und die Lippen aufspritzen. Ich ließ alle glauben, dass ich Spaß an dem hatte, was ich tat. Wenn ich manchmal noch Sekunden, bevor ein Freier ins Zimmer kam, geweint hatte, wischte ich mir schnell die Tränen ab und besserte mein Make-up nach. Nirgendwo konnte ich mich entspannen und einfach ich selbst sein, aber ich lächelte und spielte meine Rolle gut. Manchmal stritt ich mich in der einen Sekunde mit Vlad und ging in der nächsten mit sanfter, sinnlicher Stimme ans Telefon, wenn ein Freier anrief.

Die Masken fallen zu lassen und sich nicht mehr zu verstellen, war nie eine Alternative, denn wenn man nicht mitspielt, riskiert man, seine Stammfreier zu verlieren — und gute Stammfreier sind die einzige Sicherheit, die man hat. Ohne sie kann man in

lebensgefährliche Situationen mit neuen, unbekanntem Freiern geraten. Es geht immer darum, das Risiko zu minimieren und sich so gut wie möglich zu schützen.

Einmal, als Vlad zusammen mit mir in Stockholm war, wurden wir von der Polizei gefasst und schließlich verurteilt — er für Zuhälterei und ich für Beihilfe zu dieser Straftat. Ich hatte über Western Union Geld für ihn abgehoben, das von Frauen kam, die dafür bezahlten, ihre Bilder auf Vlads Website für Prostitutionsinserate hochladen zu dürfen.

In der Untersuchungshaft brach ich komplett zusammen, verschwieg aber weiterhin alles, wozu Vlad mich in den ganzen Jahren gezwungen hatte. Ich hatte Angst, auf der Straße zu landen und das Einzige zu verlieren, was mir etwas bedeutete: mein Zuhause. Aber als Vlad aus dem Gefängnis kam, benahm er sich immer mehr wie das Monster, das er in Wirklichkeit war. Er drohte, mich rauszuwerfen und meine Sachen zu verbrennen, und ich begriff, dass das Recht in seinem Heimatland nie auf meiner Seite sein würde.

Ich wurde immer erschöpfter und deprimierter. In meinen dunkelsten Momenten hoffte ich, ein Freier würde ins Zimmer kommen und mir direkt in den Kopf schießen, damit alles vorbei wäre. Ich stellte mir vor, von jemandem zu Brei geschlagen zu werden, weil Vlad dann vielleicht seine Kontrolle über mich verlieren und neun lange Jahre seelischer und körperlicher Misshandlung ein Ende finden würden. Manchmal träumte ich von meiner eigenen Beerdigung und diese Vorstellung wurde zu einer Zuflucht vor dem Bösen.

Eines Tages nahm ich meine wenigen Habseligkeiten, floh nach Schweden und erstattete Anzeige bei der Polizei.

In den letzten Monaten habe ich hart gekämpft, um Gerechtigkeit zu erfahren. Meine letzte Kraft habe ich dafür verwendet, an Vernehmungen teilzunehmen und immer wieder meine Geschichte zu erzählen, aber ich habe erkannt, dass Gerechtigkeit keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist. Viele Frauen in meiner

Situation kämpfen dafür, dass ihnen die Justiz glaubt, und viel zu oft müssen sie am Ende eine weitere Niederlage einstecken.

Heute bin ich dabei, wieder aufzustehen. Ich habe immer noch einiges vor mir, aber ich bin auf dem Weg und ich hoffe, eines Tages jungen Frauen helfen zu können, damit sie nicht in die gleiche Situation geraten, in der ich mich befunden habe. Mein größter Wunsch ist es, eines Tages Recht zu bekommen, und ich hoffe von ganzem Herzen, dass eine Frau dort draußen meine Geschichte liest, meine Warnung hört und nicht selbst in der Hölle der Prostitution landet. Ihr möchte ich sagen: Glaub den Lügen nicht, hör auf dein Inneres und renn, so schnell du kannst, wenn dein Herz dich warnt.

Die Menschen müssen ihre Augen öffnen und sehen, was Prostitution wirklich ist — eine fürchterliche, zerstörerische Illusion. Es ist eine durch und durch verlogene Welt. Eine Illusion für die Frau, die sich verkauft, denn das gute Leben, zu dem die Prostitution ihrer Hoffnung nach führt, existiert nicht. Eine Illusion für den Freier, weil die Escort-Frau, die er trifft, nicht echt ist. Sie tut nur so und er entscheidet sich, eine Lüge zu glauben. Aber für die Zuhälter und alle, die an der Prostitution verdienen, ist sie eine Goldgrube.

Das Buch, das du jetzt lesen wirst, ist eines der wichtigsten, die über dieses Thema je geschrieben wurden. Es berichtet von Prostitution, so wie sie wirklich ist, und ich hoffe, dass viele verstehen werden, wie ernst die Lage ist. Die Arbeit von Simon Häggström und seinen Kolleginnen und Kollegen in der Prostitutionseinheit ist bei Weitem nicht einfach, aber lebenswichtig, weil sie es Frauen wie mir ermöglicht, diese Welt zu verlassen. Frauen, die sonst in einem Meer von Qualen ertrunken wären und es niemals aus dem Gefängnis herausgeschafft hätten, in dem sie gefangen waren.

**DIE MENSCHEN, DIE NIE UM IHR  
ÜBERLEBEN KÄMPFEN MUSSTEN,  
WERDEN NICHT VERSTEHEN, WARUM  
WIR AUF DIESER STRASSE STEHEN.**

ROXANA,  
PROSTITUIERT SICH AUF DER  
MALMSKILLNADSGATAN IN STOCKHOLM

**D**a die Straßenprostitution im Stadtkern Stockholms zugenommen hatte, bekam ich im Jahr 2009 das Angebot, meine Tätigkeit als Ermittler bei der sogenannten *Plattangruppen*, der Drogeneinheit, aufzugeben und stattdessen in Vollzeit in diesem Bereich zu arbeiten. Ich durfte mir einen beliebigen Partner oder Partnerin aussuchen. Meine Wahl fiel auf Anna — eine Kollegin, die ich zwar nicht persönlich kannte, die aber einen sehr guten Ruf bei den Polizisten im Außendienst hatte.

Als Anna an einem warmen Sommerabend im Juli gerade in einem Kajak saß und um die Insel Kungsholmen paddelte, bekam sie einen Anruf. Am anderen Ende der Leitung war ich und ich fragte sie, ob sie nach ihrem Urlaub in Vollzeit im Bereich Prostitution arbeiten wollte.

Wir wurden im August desselben Jahres von der Polizei Stockholms beauftragt, die Straßenprostitution in der Innenstadt zu überwachen. Damals waren wir zwei junge, vollkommen normale Polizisten mit sehr wenig Erfahrung. Wir hatten beide seit der Prüfung an der Polizeihochschule erst ein paar Jahre Dienst hinter uns, würden nun aber plötzlich in einer Welt arbeiten, von der wir nicht einmal gewusst hatten, dass sie überhaupt existiert.

Es war eine ungeheure Herausforderung, und ehrlich gesagt verstehe ich heute nicht, wie wir das geschafft haben. Wir arbeiteten mehr oder weniger nur nachts und mit sehr vielen Überstunden in einem elenden Milieu, mit allem, was ein solches mit sich bringt. Aber wir fühlten uns wohl und unser Job erschien uns sinnvoll. Wir lernten sehr viel und in dieser Zeit wurde der Grundstein für das gelegt, was später die Prostitutionseinheit werden würde.

Wenn ich an ein bestimmtes Ereignis zurückdenke, wird mir klar, wie unerfahren wir tatsächlich waren und mit welcher komplizierten Lebensgeschichte wir in unserem Beruf jede Woche in Berührung kommen. Dass Prostitution selbst oft ein Symptom für etwas anderes ist, wie Armut, Missbrauch, psychische Probleme oder Drogenabhängigkeit, wird meiner Meinung nach durch dieses Ereignis deutlich.



Wie immer sitzen Anna und ich mit müden Augen da und beobachten eines von Stockholms grauesten und trostlosesten Vierteln. Es ist ein später Donnerstagabend und die Hauptstadt schläft vielerorts bereits ein, aber nicht hier. Auf dieser Straße ist noch viel los und der Handel läuft auf Hochtouren. Einzelne Männer kommen zu Fuß oder mit dem Auto hierher, der ein oder andere sogar auf dem Fahrrad. Sie sehen alle unterschiedlich aus, sind unterschiedlicher Herkunft und scheinen verschiedene Hintergründe zu haben. Manche Männer sitzen in teuren Mänteln und schicken Anzügen verborgen auf Taxi-Rücksitzen und gaffen neugierig durch die Scheiben.

Andere sehen so aus, als kämen sie direkt aus dem tragischen Dasein von Schwedens wichtigstem Drogenumschlagplatz, dem Sergels torg, der nur einen Steinwurf entfernt liegt. Sie tragen verwaschene Pullover und zerrissene Jeans, haben ungepflegte Haare und ein paar von ihnen tragen Rucksäcke, die nicht selten verschiedene Arten von Tatwerkzeugen beinhalten. Aber auch wenn sich ihr Aussehen und ihr Hintergrund unterscheiden, haben sie eines gemeinsam: Alle wollen ein Auge auf das abendliche Angebot an Frauen werfen. Und jeder von ihnen hat die Hoffnung, diesen Ort nicht allein und mit leeren Händen verlassen zu müssen.

Eine erschöpft und müde aussehende Frau, die uns nicht bekannt vorkommt, geht, einen Kinderwagen vor sich herschiebend, den Bürgersteig aus Richtung des Brunkebergstorg entlang.

Die Kinder- und Einkaufswagen, die Drogensüchtige manchmal mit sich herumschieben, sind normalerweise mit diversem Kram vollgestopft: gefundene alte Kleidung, frisch gestohlene Güter, die darauf warten, weiterverkauft zu werden, und wenn man sorgfältig sucht, vielleicht ein Tütchen mit illegalem weißem Pulver.

Die Frau bleibt stehen. Sie redet mit einem Mann, den wir schon seit einer Weile im Auge haben, weil er bereits eine Stunde lang diese Straße hoch- und heruntergelaufen ist. Das Gespräch dauert ein paar Minuten und endet damit, dass der Mann schnell und gestresst wirkend weitergeht. Ein alter, klappriger brauner Saab, der darauf gewartet hat, an der Reihe zu sein, fährt an den Bordstein und hält neben der Frau. Ein älterer Herr kurbelt das Fenster herunter und die Frau beugt sich vor, während sie den Kinderwagen mit einer Hand festhält. Nach nur ein paar Sekunden schüttelt der Mann den Kopf, kurbelt die Scheibe hoch und fährt weg. Irgendetwas stimmt hier nicht. Warum wollen die Freier die Frau nicht? Ist sie zu teuer? Zu verwahrlost? Zu sehr auf Drogen?

Die Frau bleibt zurück, hält ihren Kinderwagen fest und wartet. Ein paar Minuten später kommt ein weiterer Freier zu ihr. Ein kräftiger Mann mittleren Alters in Jeans und einer grauen Jacke. Über seine rechte Wange zieht sich eine große, hässliche Narbe, die unten am Mundwinkel endet. Sein Blick ist wachsam und er sieht sich immer wieder nervös um. Gähnend beobachte ich ihr Gespräch. Ich gehe davon aus, dass es sich um den gleichen Dialog wie immer handelt, nämlich den um Preise und Dienstleistungen.

Die Frau dreht sich zum Kinderwagen. Der potenzielle Freier bleibt stehen und betrachtet sie neugierig. Sie greift in den Kinderwagen und hebt mit beiden Händen ein Baby hoch. Ich reiße meine bis eben noch schläfrigen Augen weit auf. Die Frau lacht und schaukelt den Säugling hin und her, während sie weiter mit dem Mann redet. Ich kann es kaum fassen. Eine junge, allem

Anschein nach drogensüchtige Frau redet auf der Malmskillnadsgatan mit einem Freier — und hat dabei ihr Baby im Arm.

„Sie hat ein Kind im Wagen! Jetzt reicht's“, brülle ich und stürze aus dem Auto. Ich bin so wütend, dass ich nicht einmal mehr höre, was Anna sagt.

Ich knalle die Fahrertür zu und laufe die Straße hinunter. Ich zerre meinen Dienstausweis heraus, der mir an einer silbernen Kette um den Hals hängt. Zuerst drehe ich mich zu dem vernarbten Mann und schleudere ihm einige weniger wohlüberlegte Worte darüber entgegen, dass ich sowohl seine Frau als auch seinen Arbeitgeber anrufen werde, wenn ich ihn noch einmal hier sehe. Er verschwindet blitzschnell und wird es sich wohl zweimal überlegen, bevor er wieder einen Fuß in die Malmskillnadsgatan setzt. Meine Aufmerksamkeit richtet sich jetzt auf die Frau. Auf sie bin ich am wütendsten. Ich beginne ein Korrektorgespräch, wie wir es intern bei der Polizei nennen. Man kann es auch einen Rüffel nennen, aber in diesem Fall ist es eine beispiellose Standpauke. Ich setze meine böseste Polizeimiene auf. Ungefähr so, als wäre die Frau vor mir ein böswilliger Hooligan bei einem gewalttätigen Fußballderby. Ich weigere mich, den Blick von ihr abzuwenden.

„Wie kannst du so etwas tun? Deine kleine Tochter mit auf die Malmskillnadsgatan zu nehmen, wenn du Freier aufreißt? Was ist los mit dir? Bist du bescheuert? Kapierst du, was du hier machst? Hol deinen Ausweis raus ... SOFORT!“

Die Frau ist völlig verängstigt. Wiederholt immer wieder:

„Tut mir leid. Tut mir leid. Tut mir leid.“

Ich rede weiter auf sie ein. Ich werde eine Mitteilung an den Sozialdienst schicken. An die Bewährungshilfe. An den Strafvollzug. Ich werde jeder Institution, mit der sie je etwas zu tun gehabt hat, mitteilen, was für eine schlechte Mutter sie ist. Welche Gefahr sie für ihr Kind darstellt. Tränen strömen über ihre Wangen. Sie beugt sich nach vorn, vergräbt das Gesicht in den Händen. Und fleht.

„Bitte schlagen Sie mich nicht.“

Halt. Was mache ich hier? Mein schlechtes Gewissen versetzt mir einen Stich wie mit einem Messer. Ich drehe mich um und sehe Anna an, die mich eingeholt hat und jetzt ein paar Meter hinter mir steht. Sie schüttelt den Kopf und wirft mir einen Blick zu, der mir zu verstehen gibt, dass ich nicht nur einen Schritt zurücktreten muss, sondern zehn.

Das war meine erste Begegnung mit Lovisa. Und sie war alles andere als geglückt. Ich war jung und als Polizist noch neu. Dumm und unreif. Aber auch wenn mir allein schon der Gedanke an unser erstes Treffen das Gefühl gibt, der schlechteste Mensch der Welt zu sein, hat sich unser Verhältnis tatsächlich verbessert. Es hat sich zu etwas anderem entwickelt als der klassischen Beziehung zwischen zwei Parteien mit verschiedenen Interessen, die aus dauernden Streitereien und gegenseitiger Missbilligung besteht. Stattdessen entstand etwas Tieferes, eine Art von Beziehung, wie es sie nur zwischen einem Polizisten und jemandem, der in der dunklen Realität von Drogen und Prostitution lebt, geben kann.

Da wir uns — ungeachtet dessen, was wir jeweils davon hielten — immer wieder am gleichen Ort befinden würden, kamen Lovisa und ich schließlich beide zu der Einsicht, dass wir irgendwie miteinander klarkommen müssten. Wir trafen uns ein paar Jahre lang jeden Abend auf der Malmskillnadsgatan, und da wir uns gegenseitig kennenlernten, entwickelte sich etwas, das man mit einer Freundschaft vergleichen kann. Eine Beziehung mit einem Stachelndraht in der Mitte.

Obwohl unsere erste Begegnung eine schreckliche Erfahrung für Lovisa war, gaben wir ihr mit der Zeit ein Gefühl von Sicherheit, dort auf einer der dunkelsten Straßen Stockholms. Sicherheit war etwas, was Lovisa nie kennengelernt hatte. Und sie liebte es. Sie erzählte mir, dass dank der Polizei kein Freier ihr auf der Straße schaden könnte. Aber auch wenn sie uns mochte, hasste sie gleichzeitig unsere Anwesenheit, denn so sehr wir uns auch

um sie kümmerten, machten wir ihr doch das Leben schwer. Wir nahmen ihre Freier fest, beschlagnahmten ihre Drogen, nahmen sie zu Urinproben mit, teilten dem Sozialdienst mit, in was für einem schlechten Zustand sie war, und berichteten, dass sie medizinische Hilfe brauchte. Als Polizist auf der Straße wird man an einem Tag gehasst und am nächsten geliebt. Man muss sich einfach daran gewöhnen.



Später Mittwochabend. Ich steige aus dem Auto und schließe vorsichtig die Fahrertür. Meine Kollegin Anna bleibt sitzen. Sie spricht am Telefon mit einer Frau, die ihren Mann als Freier entlarvt und uns entsetzt kontaktiert hat. Das Telefonat wird eine Weile dauern, also lasse ich Anna allein und gehe auf mein Ziel zu. Die Frau, die allein in ungefähr 50 Metern Entfernung steht, verhält sich so, dass man sich Sorgen um sie macht. Ihr Blick ist leblos und abwesend, ihre Knie geben langsam, aber sicher nach, doch kurz bevor sie auf den Boden fällt, wacht sie auf und stellt sich wieder aufrecht hin. Sie tippt auf ihrem Handy herum, ein Tastendruck nach dem anderen, im Schneckentempo. Dann beginnt das gleiche Prozedere wieder von vorn. Ihre Beine geben nach, die Lider werden immer schwerer und sie verschwindet wieder im Nebel.

Lovisa. Sie ist 24 Jahre alt. Groß, schlank, trägt eine schwarze Jeans und einen dunkelvioletten Strickpullover. Blond. In ihrem zerschundenen Gesicht kann man die Umrise von dem erkennen, was eine normale, unbeschädigte junge Frau gewesen sein könnte. Ich habe öfter darüber nachgedacht, wie sagenhaft schön Lovisa gewesen wäre, wenn sie ein normales Leben hätte führen dürfen. Wenn nur eine Sache nicht gewesen wäre: das Heroin. Dieses fürchterliche, tückische Pulver, das seine Krallen in sie geschlagen und allmählich ihr schönes Äußeres und Inneres zu etwas anderem als zu der Frau verzerrt hat, die sie hätte werden können.

Heroin. Stoff. Dope. Das geliebte Kind hat viele Namen. Oder der Teufel in Pulverform. Die stark Drogenabhängigen haben mir beigebracht, diese Droge damit gleichzusetzen, als ich als frischgebackener Polizist in der Drogeneinheit meine ersten unsicheren Schritte auf dem Sergels torg im Zentrum von Stockholm machte. Die alpträumhaften Geschichten, die mir die armen Süchtigen über diese Todesdroge erzählten, ließ mich schon früh verstehen, dass diese Abhängigkeit die allerschlimmste sein muss — falls man hier eine Abstufung vornehmen will.

Die Frau wacht wieder aus ihrem Halbschlaf auf und entdeckt mich. Ihr Gesichtsausdruck wechselt von schläfrig und kraftlos zu wach und aufmerksam.

„Was willst du? Ihr fahndet nicht nach mir, oder? Ich halt's nicht aus, auf irgendeinem verdammten Bullenrevier zu sitzen. Nicht heute Abend.“

„Nein, es wird nicht nach dir gefahndet, Lovisa. Ich wollte nur nachsehen, wie es dir geht. Es ist verdammt hart und frustrierend, dich jeden Abend so zu sehen. Ich mach mir nur Sorgen, dass dir etwas passieren könnte.“

„Alles gut. Ich komm zurecht. Ihr seid nett, aber auf dieser Straße reicht es nicht, nett und rücksichtsvoll zu sein. Hier zählt nur Geld. Wenn jemand das wissen sollte, dann du.“

Diese Straße. Die Malmskillnadsgatan, die die Stockholmer spätabends und nachts meiden und von der jeder weiß, wofür sie bekannt ist. Die seit vielen Jahren Stockholms größter Schauplatz für Straßenprostitution ist. Wie kann ich diese asphaltierte Großstadtstraße für Uneingeweihte am besten beschreiben? Vielleicht könnte man die Malmskillnadsgatan mit Skansen vergleichen, dem großen Zoo in Stockholm. Die Ähnlichkeiten sind frappierend, aber es gibt auch einige Unterschiede. Der Eintritt für diese Straße ist kostenlos und anstatt Tiere kann man sich hier Menschen anschauen. Der größte Unterschied ist jedoch, dass die Besucher in Skansen die Tiere nicht kaufen und mit nach Hause

nehmen können. Das kann man mit den Frauen in der Malmskillnadsgatan tun.

„Bald siehst du mich hier aber nicht mehr. Ich geh in Behandlung. Bald krieg ich Subutex.“

„Okay, das ist gut. Aber das sagst du jetzt schon seit Monaten, Lovisa.“

Lovisa antwortet nicht. Sie starrt auf den Bürgersteig. Gutherzige Lovisa. Abend für Abend, Nacht für Nacht, bei Regen und Unwetter oder beißenden Minusgraden steht sie hier, allein und schutzlos. Bei Einbruch der Dunkelheit kommt sie. Wenn gewöhnliche Leute zu Hause in ihren sicheren Wohnungen sitzen und zu Abend essen, lachen und die Zeit mit Familie und Freunden genießen, geht Lovisa zu ihrer Arbeit. Und ihr Job unterscheidet sich von allen anderen Beschäftigungen der Welt.

Ich sehe sie an.

„Wie bist du eigentlich hier gelandet? Ich meine, bevor du in diesen Scheiß reingezogen worden bist, hast du doch wahrscheinlich ein anderes Leben gelebt?“

„Willst du es wirklich wissen?“

„Wenn du es mir erzählen willst, höre ich gern zu.“

Es wird still. Lovisa schaut mich an und ich bekomme das Gefühl, dass sie geradewegs durch mich hindurchsieht. Als wollte sie entscheiden, ob ich es verkraften würde, ihre Lebensgeschichte zu erfahren.

„Mein Leben ist nicht so einfach gewesen. Ich kann nicht einfach von einem Tag auf den anderen anfangen, wie alle anderen Leute zu leben. Dieses Leben ist das einzige, das ich kenne.“

Sie beginnt zu erzählen. Von ihrem Leben und ihrer Kindheit. Davon, dass sie keine Verbrechen begehen will, um ihre Heroinsucht zu finanzieren. Dass sie nicht stehlen oder rauben will. Dass sie niemand anderem schaden will. Wie viele andere süchtige Frauen entscheidet sie sich daher, sich selbst zu verletzen, ihrem eigenen Körper zu schaden anstatt anderen Menschen. „Dann ist niemand anders betroffen“, erklärt sie.

Lovisa wurde in die Drogensucht hineingeboren. Geradewegs in einen Albtraum. Sie ist allein mit ihrer Mutter in einem typischen Vorort südlich von Stockholm aufgewachsen. Im Alter von fünf Jahren bekam sie von ihrer Mutter zum ersten Mal Drogen. Weil sie still sein und nachts schlafen sollte. Nicht schreien sollte. Nicht weinen. Ihre Mutter hielt es nicht aus mit einem schreienden und anstrengenden Kind. Es versetzte sie in Panik. Darum durfte Lovisa von „Mamas Medizin“ kosten, wie sie es nannte.

Lovisas Mutter war ebenfalls süchtig. Nahm seit vielen Jahren Heroin. Sie brauchte verzweifelt Geld zum Überleben und zur Finanzierung ihrer Sucht. Jeden Tag. Zum Überleben. Daher verkaufte sie ebenfalls Sex, auf derselben Straße, auf der Lovisa jetzt steht. Und genau wie ihre Tochter sah sie sehr gut aus, so gut, dass die Freier Schlange standen, um sie zu kaufen.

Sie verdiente genug Geld, um sowohl ihr unentbehrliches Heroin zu kaufen als auch die kleine Lovisa zu versorgen.

Aber eines Tages passierte etwas, was nicht nur die Lebenssituation von Lovisas Mutter, sondern auch Lovisas Voraussetzungen für ihr Leben drastisch veränderte. Vor der Einführung des *sexköpslagen*, des „Sexkaufgesetzes“, in den 1980er- und 1990er-Jahren gab es noch keine offenen Grenzen und keine Freizügigkeit<sup>8</sup> in Schweden. Ein großer Teil der Frauen auf der Malmskillnadsgatan stammte aus Schweden und sie waren schwer drogenabhängig: Heroin, Amphetamin und Mischkonsum verschiedener Art. Dies hatte zur Folge, dass sowohl in den Massenmedien als auch intern bei den Freiern von Zeit zu Zeit Alarm geschlagen wurde. Genau das ist Lovisas Mutter und ihren Freundinnen passiert.

Es ging das Gerücht herum, dass sich einige der Frauen auf der Straße mit HIV infiziert hätten, unter ihnen Lovisas Mutter. Die Freier waren zu Tode erschrocken, Panik und Angst schlugen mit voller Kraft zu. Besonders bei all denjenigen, die mehr bezahlt

---

8 Das Recht auf Freizügigkeit ermöglicht EU-Bürgerinnen und Bürgern, in einem anderen EU-Land zu leben und zu arbeiten.

hatten, um kein Kondom benutzen zu müssen. Hatten auch sie sich infiziert? Und hatten sie ihrerseits die Krankheit an ihre Frauen und Freundinnen weitergegeben?

Das Ergebnis ließ nicht lange auf sich warten. Plötzlich stand Lovisas Mutter allein auf der Straße. Die Freier blieben aus und nur wenige kamen weiterhin. Diejenigen, die es anmachte, Sex mit einer dreckigen, heroinabhängigen, HIV-infizierten Hure zu haben, wie sie es ausdrückten. Sie schützten sich mit zwei oder drei Kondomen. Aber auch wenn es noch ein paar Freier gab, blieb für Lovisas Mutter eine bittere Wahrheit, eine Realität, die Lovisas kleine Hoffnung auf einen Ausweg aus dem Elend, in das sie hineingeboren worden war, praktisch zunichte machte. Ihre Mutter war nämlich immer noch an die Heroinspritze gekettet. Das bedeutete, dass sie genauso viel Geld verdienen musste wie zuvor, sowohl für ihre Sucht als auch für Lovisa. Zuerst für das Heroin und erst dann für Lovisa.

„Meine liebe kleine Lovisa, du musst Mama helfen“, sagte sie.

Es war der letzte Ausweg. Lovisas Mutter hasste sich selbst, aber als es hart auf hart kam, war ihr die Wahrheit doch schmerzhaft bewusst: Das Verlangen nach Heroin war stärker als die Liebe zu ihrer eigenen Tochter. Lovisa, erst sieben Jahre alt, wurde zum ersten Mal verkauft. Von ihrer eigenen Mutter. Sie durften sie sich nehmen. Die gesichtslosen Raubtiere jubelten, als sie ihre Zähne in etwas so Junges schlagen durften, etwas, das es zuvor nur in ihren verabscheuungswürdigsten Fantasien gegeben hatte.

„Lovisa, nimm mehr von Mamas Medizin, dann wird es dir besser gehen. Es ist dann nicht so schwer“, sagte ihre Mutter.

Tränen rannen ihr die Wangen herunter, als sie Lovisas kleine Hand drückte und ihre Stirn küsste.

„Ich bin für dich da, Liebling. Ich warte nebenan“, sagte ihre Mutter und ging. Eine dunkle Silhouette nahm ihren Platz ein, zwei behaarte Hände und nach Alkohol riechender Atem. Der erste Schatten, aber keinesfalls der letzte.

Lovisa verstummt. Vielleicht sieht sie mir an, dass ich nicht noch mehr verkräfte. Dass ich immer häufiger den Blick abwende oder zu Boden schaue. Dass ich mich dagegen wehre, noch mehr Gräuelp to hören.

Ich denke nach, als ich ihr an dem späten Frühsommerabend auf der düsteren Straße gegenüberstehe, mitten auf der Brücke, die die Malmskillnadsgatan über die belebte Hamngatan führt. Ich schaue durch die schmalen Eisenstäbe des Brückengeländers nach unten. Auf der Straße unter uns sind hupende Taxis und gestresste Großstadtmenschen unterwegs, und eine blaue Straßenbahn fährt gemächlich vorbei. Ich treffe wieder Lovisas Blick.

„Lovisa, wie kommt es, dass du immer noch lebst? Ich meine, mit alledem, was du durchgemacht hast? Wie hast du das all die Jahre ertragen?“

Die Frage soll sie ermutigen, ihr sagen, dass sie stark ist, weil sie das alles durchgestanden hat. Wie man es so macht, wenn man jemanden trifft, der unvergleichlich schwierige Sachen erlebt hat, und sich die eigenen Misserfolge und Niederlagen dagegen anfühlen wie ein Fliegenschiss im Kosmos. Aber Lovisas Antwort zieht mir wieder den Boden unter den Füßen weg.

„Ich will nichts lieber als sterben. Aber ich traue mich nicht. Ich habe solche Angst vor dem Tod. Wenn ich die Garantie hätte, dass alles einfach schwarz wird und vorbei ist, wäre ich schon längst gegangen. Aber man weiß ja nicht, was passiert ...“

Ich versuche verzweifelt, ein Argument zu finden, das Lovisas angsterfüllte Antwort zu etwas Hoffnungsvollerem macht, ihr einen Hauch Hoffnung gibt. Mir fällt ihre kleine Tochter ein. Ihr Augensterne.

„Und was ist mit Emmie? Denk an sie. Sie ist dein Ein und Alles, das hast du selbst gesagt. Sie braucht dich in ihrem Leben. Oder?“ sage ich fürsorglich.

Lovisa wirft mir einen kalten Blick zu. Sie versteht genau, was ich bezwecken will.

„Ja, natürlich ist sie das. Darum habe ich sie mir wegnehmen lassen. Ich traue mir selbst nicht. Nach dem, was ich durchgemacht habe, ist das Risiko zu groß, dass mein anderes Ich übernimmt und ... ja, du weißt, was. Es ist besser, wenn mein Liebling in einer normalen Familie aufwachsen darf.“

Ausnahmsweise ist mir bewusst, dass ich besser schweigen sollte. Denn was soll man auf eine solche Antwort sagen? Lovisa hat natürlich vollkommen recht und das zeigt wieder, was für ein durch und durch guter Mensch sie ist. Sicher ist Emmie besser dran ohne eine Mutter, die nicht weiß, was sie machen soll, wenn sie auf dieser verdammten Straße nicht genug Geld verdient hat.

„Die Mistkerle vom Sozialdienst haben sie vor einer Weile geholt. Ich darf sie einmal alle zwei Wochen sehen. Ich vermisse sie so sehr, dass mir alles weh tut.“

Lovisas harter Blick verschwindet innerhalb weniger Sekunden. Stattdessen füllen sich ihre Augen mit Tränen.

„Aber ich liebe sie zu sehr, um dagegen anzukämpfen. Ich habe ihr einen Brief geschrieben. Irgendwann, wenn sie erwachsen ist, wird sie ihn lesen und ich hoffe einfach nur, dass sie es versteht. Dass sie mir verzeiht. Sie wird nicht die gleichen beschissenen Voraussetzungen für ihr Leben haben wie ich. Wenn mir nur eine Sache im Leben gelingt, dann die, dass meine Emmie eine wirkliche Chance bekommt, sich zwischen einem guten und einem schlechten Leben zu entscheiden.“

Ich schweige immer noch. Es ist besser so. Aber obwohl ich nichts gesagt habe, verdunkeln sich plötzlich Lovisas Augen. Sie starrt mich wütend an.

„Aber ich behalte diese Familie im Auge, musst du wissen. Wenn diese Bastarde meiner Tochter auch nur ein Haar krümmen, bringe ich sie um.“

Was antwortet man als Polizist auf so etwas? Da ich keine Ahnung habe, reagiere ich mit einem Lächeln und Lovisa grinst eine Sekunde lang zurück. Ich bin mir sicher: Lovisa wird die

Polizei nicht um Hilfe bitten, wenn ihrer Tochter etwas passiert. Mit dieser Entschlossenheit wird sie selbst tun, was nötig ist.

Mein Funkgerät knistert. Anna will Kontakt zu mir aufnehmen, also versuche ich, das Gespräch freundlich zu beenden. Ich frage Lovisa, ob sie unsere Telefonnummer noch hat, aber sie hat sie verloren. Sie hat ein neues Handy. Das alte ist ihr im Rausch abhandengekommen. Wie immer. Ich gebe ihr meine Visitenkarte, bestimmt schon zum zehnten Mal.

„Pass auf dich auf, Lovisa. Ruf an, wenn etwas ist, okay?“, sage ich mit sanfter Stimme.

Sie nickt, dreht sich um und verschwindet in der Nacht. Wohin sie geht, wollte sie mir nicht sagen. Ich hoffe, sie ist auf dem Weg zu einem Freier, der wenigstens einigermaßen nett ist. Jemand, der sie auf einer Matratze schlafen lässt und sich im Gegenzug damit zufriedengibt, ein paarmal mit ihr zu schlafen. Wenn es nur so ist und nicht schlimmer, dann kommt Lovisa zurecht, denke ich. Ich bleibe allein zurück und sehe ihr nach. Die harte Wirklichkeit holt mich noch einmal ein und überspült mich wie eine Flutwelle.

Den Rest der Nacht herrscht Ruhe auf der Straße. Es ist der 23. und die Freier warten auf ihr nächstes Gehalt, neues Geld, das sie ausgeben können. In einigen Tagen wird hier wieder viel los sein. In dieser Welt kalkulieren die Männer ständig, wie viel Geld übrig bleibt, nachdem die Ausgaben für die Familie und andere Kosten bezahlt sind. Übrig gebliebene kleine Vermögen, die man hoffentlich verschwinden lassen kann, ohne dass die Ehefrau etwas merkt, um sie dann für die Körper von Frauen auszugeben. Die letzten Stunden gehen vorbei. Einige wenige Frauen bleiben noch eine Weile stehen. Sie wollen nicht das Risiko eingehen, einen möglichen Nachzügler zu verpassen. Irgendeine einsame Seele in der Stockholmer Nacht, deren einziger Ausweg darin besteht, in die Malmskillnadsgatan zu fahren und dort einen Moment der Intimität zu kaufen. Sie haben Glück, denn heute Nacht entgehen

sie den wachsamen Augen der Polizei. Es ist Zeit, Schluss zu machen und zur Polizeiwache zu fahren.



Anna und ich sind die Einzigen, die in dieser Nacht um drei Uhr morgens Feierabend machen. Ein paar uniformierte Streifen sind auch unterwegs, aber sie arbeiten noch bis sieben Uhr. Ich sitze im Umkleideraum. Rechts und links von mir hängen Polizeiuniformen. Trocknende Schutzwesten. Schweißgeruch. Um mich herum herrscht Stille. Ich sollte mich umziehen, nach Hause fahren und schlafen. Aber ich kann den Gedanken an Lovisa nicht abschütteln. Sie steckt wie einbetoniert in ihrer eigenen Hölle fest, ohne die geringste Hoffnung, sich daraus befreien zu können. Und ehrlich gesagt hat vermutlich auch die Gesellschaft die Hoffnung für sie aufgegeben. Sie und viele andere Heroinsüchtige fahren im gleichen Zug, dessen nächster Halt oft der Tod ist. Das wissen sowohl die verantwortlichen Behörden als auch die Betroffenen selbst. Viele dieser Menschen werden eigentlich nur noch gewissermaßen künstlich beatmet, man versucht, sie so gut wie möglich in Schach zu halten, ohne dass sie der „normalen“ Welt mit den „normalen“ Menschen größeren Schaden zufügen. Aber sollte ein Mensch wirklich so tief im Elend versinken können, dass die Gesellschaft ihn aufgibt?

Ich nehme mein Funkgerät. Drücke. Drehe. Status Nummer 19, die Streife macht Schluss. Gesendet. Jetzt ist die Prostitutions-einheit vom Radar der immer wachsamen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Polizeileitstelle verschwunden, der sogenannten Bezirkskommunikationszentrale. Zwei Polizisten weniger, die man im nächtlichen Stockholm im Auge behalten muss.

Ich ziehe mich schnell um. Hole mein Auto aus der Garage. Fahre nach Hause. Öffne den Briefkasten. Eine neue Ausgabe einer Polizeizeitschrift und Werbung vom Supermarkt. Ich habe nicht einmal mehr die Kraft, die Post mit nach oben zu nehmen, sie kann bis morgen liegen bleiben. Den Fahrstuhl nach oben

nehmen. In der Wohnung angekommen. Eine Orange und ab ins Bett. Nach so viel Elend ist es eine Erleichterung, schlafen gehen zu dürfen, aber ich liege wach und starre an die Decke.

Ich denke darüber nach, was sie immer gesagt haben, die schwer Abhängigen, die auf der sogenannten *Plattan* herumhängen. Sie verstecken sich unter dem Kreisverkehr dort, hinter den dicken aschgrauen Pfeilern, die schon so viel Angst, Leid und Tod mitangesehen haben. Tag für Tag stehen dort Menschen, von frühmorgens bis spätabends, immer auf der Suche nach weißem Pulver, das sie sich spritzen, oder Tabletten, die sie herunterschlucken können. Um zu überleben, um all der Angst zu entkommen und um für eine Weile der Wirklichkeit zu entfliehen. Ich werde niemals vergessen, was mir in einer meiner ersten Schichten gesagt wurde. Einer der Angestammten auf der *Plattan* kam zu mir und gab mir folgenden Rat:

„Neuling, wenn du mit den Leuten hier unten redest, dann vergiss nicht, dass uns eine Sache von denen dort oben unterscheidet.“

Der Mann zeigte nach oben, auf das, was über dem Betondach war. Die Sergelgatan mit all ihren Geschäften und Restaurants. H&M, McDonald's, alle vollgestopft mit Menschen, die ihren Alltag lebten. Er sprach weiter.

„Diejenigen, die dort oben herumlaufen, die leben. Wir, die hier unten stehen, sind lebende Tote. Das hier ist nichts anderes als ein verdammter Friedhof. Denk daran, wenn du mit uns zu tun hast“, sagte der Mann, schüttelte den Kopf und ging weg.

Und irgendwo auf diesem Friedhof stehe ich, mit einem Fuß bei den Lebenden und mit dem anderen bei den Toten.



Es fühlt sich an, als würde mein ganzer Körper mit dem Handy vibrieren, das in meiner Vordertasche steckt. Dieser grässliche Klingelton, den ich schon seit einer Ewigkeit ändern wollte. Ein Ton, von dem man bei jedem Anruf fast einen Herzinfarkt

bekommt, ist nicht wirklich gut für einen Ermittler, der geheim agieren soll oder zumindest diskret.

„Streife 31-1610, Simon.“

„Hey Simon. Hier ist der Polizeifunk“, sagt eine männliche Stimme am anderen Ende.

„Hey!“

„Sag mal, auf unseren Monitoren werdet ihr als verfügbar angezeigt. Habt ihr Zeit oder seid ihr mit irgendwas beschäftigt?“

„Nein, schieß los, wir machen gerade nichts Bestimmtes.“

„Sehr gut. Wir haben nämlich eine Streife der Interventionsseinheit mit einer Frau mit Überdosis im Sveavägen 39 A. Sie haben keinen Ausweis bei ihr gefunden, aber anscheinend eine ganze Menge Kondome, und da haben wir an euch gedacht. Vielleicht ist es eine eurer Huren? Könntet ihr vorbeifahren und sie euch angucken?“

*Huren?* Warum ärgert mich das? Mein Kollege meinte es nicht böse und trotzdem provoziert mich das Wort. Mich ärgert besonders, dass es dieses Mal von einem Polizisten kommt. Er sollte hier doch auf meiner Seite sein. Er sollte für das Gute stehen. Ich überlege, ob ich ihn bitten soll, seine unglückliche Wortwahl zu erklären. Er hätte wohl auch kaum Begriffe wie *Kanake* oder das N-Wort benutzt. Aber dafür ist keine Zeit. Nicht jetzt. Der Fall ist zu wichtig.

„Ja natürlich. Sveavägen 39 A, hast du gesagt? Ist das bei der öffentlichen Toilette?“

„Genau! 31-9440 steht dort und wartet auf euch. Ich füge euch zur Ereignismeldung hinzu. Danke für die Hilfe.“

„Keine Ursache. Du kannst uns am Einsatzort eintragen. Wir sind nur ein paar Minuten entfernt.“

An diesem späten Dienstagabend gibt es wenig Verkehr, hauptsächlich Taxis. Ich fahre durch den Kreisverkehr, immer noch verärgert über die Wortwahl meines Kollegen. Der beleuchtete gigantische Glasobelisk in der Mitte des Kreisverkehrs ragt gerade in die Höhe.

Unser dunkelblauer Volvo mit den zusätzlichen Antennen auf dem Dach schreit geradezu ZIVILPOLIZEI. Aber das spielt keine Rolle. Nicht heute. Wir müssen nicht unauffällig sein. Ich biege in den Sveavägen ein und fahre in Richtung 39 A.

Die öffentliche Toilette neben dem Friedhof der Adolf-Friedrich-Kirche. Mir kommt der Gedanke, dass dies vielleicht einer der unwürdigsten Orte Stockholms ist, um zu sterben. Aber unzählige Frauen und Männer haben auf den öffentlichen Toiletten dieser Stadt ihren letzten Atemzug getan, in diesen ekelhaften, kleinen und trostlosen Räumen.

„Stell dir vor, du erlebst das Ende deiner Tage auf einer öffentlichen Toilette. Im Zentrum Stockholms. An einem Spätsommerabend im August. Und niemanden kümmert es. Die Welt ist wirklich krank“, sage ich zu Anna.

„Ja, diese verdammte Sache mit dem Tod. Stell dir vor, man könnte an seinem Todestag einfach einschlafen und nie wieder aufwachen. In diesem Job sieht man Menschen auf so viele schlimme Arten sterben, dass man es mit der Angst zu tun bekommt.“

Ich denke an meinen Chef, Kommissar Kennet. Er hat in seiner Polizeikarriere insgesamt über 600 Todesfälle erlebt. Erschossene Personen. Überfahrene Personen. Zerstückelte Personen. Ertrunkene Personen. Erhängte Personen. Man sagt, dass Polizisten früher sterben als andere Menschen, häufiger alkoholabhängig werden und in der Scheidungsstatistik überrepräsentiert sind. Wenn das stimmt, ist es erstaunlich, dass nicht mehr von uns verrückt werden.

Angekommen. Ein dunkelgrünes, bogenförmiges Toilettenhäuschen direkt gegenüber dem trostlosen Friedhof. Ein kleines Gebäude, von dem man normalerweise kaum Notiz nimmt, das jetzt aber im Zentrum des Geschehens steht. Ein blau-weißgelber Polizeibus parkt direkt davor. Ein, zwei, drei, vier, fünf Polizisten. So viele Kolleginnen und Kollegen, obwohl es nicht einmal den Verdacht einer Straftat gibt? Die silbernen Abzeichen

in Form von Kronen, die mehrere der Polizisten auf den Schultern tragen, erklären es. Ein Bus mit Anwärtern. Tote sind für neue Kolleginnen und Kollegen normalerweise das Schlimmste. Seinen ersten Todesfall vergisst man nie, sagt ein altes Polizeispruchwort. Auf mich trifft es zu.

„Hallo, Simon! Wie schön, dass ihr kommen konntet. Wie geht's?“

„Hey Julia! Lange nicht gesehen. Ich dachte, du würdest gar nicht mehr patrouillieren.“

„Doch, doch, ich gebe mich nicht so schnell geschlagen. Du weißt ja, wie es ist, die Arbeit macht zu viel Spaß. Na ja, das hier jetzt vielleicht nicht gerade. Aber, ja, du verstehst schon.“

„Absolut. Was habt ihr hier?“

„Eine Frau, Mitte 20. Kein Ausweis, nichts. Vom Wachdienst gefunden, als sie bemerkt haben, dass die Toilette seit 24 Stunden belegt war. Frag mich nicht, wie sie das rausgefunden haben. Überdosis. Vermutlich sitzt sie schon eine ganze Weile hier. Verdammst, was für eine beschissene Art, sein Leben zu beenden, zgedröhnt und tot auf einer Dreckstoilette im Sveavägen. Wie auch immer, wir haben keinen Ausweis gefunden, aber sie hatte eine Menge Kondome in der Handtasche. Vielleicht kennt ihr sie? Ihre Identität zu haben, würde uns das Berichtschreiben sehr erleichtern.“

Ein unbehagliches Gefühl beschleicht mich. Ich mag solche Situationen nicht. Zu einem toten Menschen reinzugehen, ohne zu wissen, um wen es sich handelt. Ich gehe die Routinen noch einmal im Kopf durch. *Einfach reingehen. Nicht länger als nötig hinsehen. Die Person identifizieren. Rausgehen.* Ich atme tief ein. Der Leichengeruch ist immer das Schlimmste und der wird in Verbindung mit den Gerüchen einer öffentlichen Toilette nicht besser. Ich halte die Luft an und will gerade hineingehen, als ich unterbrochen werde.

„Simon, eine Sache noch. Wir haben in einer ihrer Jackentaschen einen Schnuller gefunden. Sie scheint Kinder zu haben.“

Nur damit du es weißt. Wir kontaktieren gerade den Sozialdienst, vielleicht können sie sie identifizieren, wenn wir ein Foto rüberschicken.“

Julias traurige Stimme.

Die Tür steht einen Spaltbreit offen. Licht dringt nach außen. Der Münzeinwurf rechts neben der Tür leuchtet grün. *Gebühr fünf Kronen. Münzen werden akzeptiert* steht dort in silbernen Buchstaben. Ein weiterer tiefer Atemzug und ich fasse den großen Türgriff. Öffne. Ein Schritt, zwei Schritte. Der Raum ist so klein, dass ich sofort mitten in ihm stehe. Der Gestank schlägt mir entgegen. Als würde man geradeaus gegen eine Wand laufen. Eine Mischung aus säuerlichem Urin, nicht heruntergespülten Exkrementen, stickigem Zigarettenrauch und dem stechenden, süßlichen Leichengeruch. Ich bekomme Brechreiz. In der vorderen linken Ecke ist die Toilettenschüssel. Aus dem Augenwinkel sehe ich den Umriss einer Person, aber ich schaue nach unten. Nach rechts, weg vom Körper. Auf dem Boden sind eingetrocknete Blutflecken, Zigarettenstummel, ein paar Kanülen, benutztes Toilettenpapier, leere Dosen, einige Schraubenzieher und ein zerrissener Pullover. Über dem Mülleimer hängt ein Metallbehälter mit der Aufschrift *Scharfe Gegenstände* und mit kleinen gedruckten Symbolen, die eine Spritze, eine Rasierklinge und eine Sicherheitsnadel darstellen. Es ist unfassbar. Auf dieser Toilette ereignen sich so viele Tragödien, dass es sogar eines speziellen Behälters für all die gefährlichen Gegenstände bedarf, die an diesem Ort benutzt werden. Im Waschbecken sehe ich die Reste von weißem Pulver.

Ich schaue nach oben. Der Umriss der Person stellt sich als Frau heraus, die auf der Toilettenschüssel sitzt, gegen die weiße Rückenlehne gelehnt. Sie trägt einen schwarzen Kapuzenpullover mit hochgekrempelten Ärmeln. Eine Spritze steckt in ihrem zerstochnen linken Arm. Sie enthält eine blutige, hellrote Flüssigkeit. Ich sehe der Frau vorsichtig ins Gesicht. Zwei Augen starren mich direkt an, aber ihr Blick ist leer. Da ist nichts mehr in ihm.

Meine Augen sind auf die Frau fixiert. Ein paar Sekunden lang verschwindet alles um mich herum. Als würde die Zeit stillstehen. Ich unterdrücke meine Gefühle, schlucke sie herunter. Ich darf keine Schwäche zeigen, vor allem nicht vor meinen Kolleginnen und Kollegen. Polizisten weinen nicht. Besonders nicht wegen eines einfachen Todesfalls. Das kannst du dir für zu Hause aufheben.

Gutherzige Lovisa. Dann hast du am Ende bekommen, was du wolltest. Du durftest an einen besseren Ort gehen. Ich hoffe, der Weg dorthin war nicht allzu schmerzhaft. Ich denke daran, wie ich Lovisa noch vor ein paar Tagen getroffen habe. Daran, wie traurig sie war, dass sie ihre Tochter nicht häufiger sehen durfte.

Ich zucke zusammen. Zurück in der Wirklichkeit sehe ich, wie sich in meinem linken Augenwinkel etwas bewegt. Der große, dreckige Spiegel ist in so schlechtem Zustand, dass ich nur einen schwarzen Schatten hinter mir erkenne, der etwa so groß ist wie ich. Ein dunkles Wesen mit zwei Hörnern. Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken. Ich drehe mich hastig um. Ein Anwärter in seiner dunkelblauen Uniform ist hinter mich getreten, ohne dass ich es bemerkt habe. Ich atme aus, sage etwas darüber, dass ich die Frau seit ein paar Jahren gekannt habe. Der Anwärter erwidert etwas, aber es kommt nicht bei mir an. Auch er scheint erschüttert zu sein. Lovisa ist wahrscheinlich sein erster Todesfall. Aber für ihn ist sie nur eine tote Fixerin. Für mich ist sie jemand vollkommen anderes.

Das reicht jetzt. Ich habe genug gesehen. Still nehme ich ein letztes Mal Abschied. Lovisa hat es jetzt sicher besser als jemals zu ihren Lebzeiten. Schlimmer kann es nicht sein. Ich trete hinaus in die frische Luft. Julia und Anna sehen mich an. Sie bemerken sicher, dass mich das Geschehene mitgenommen hat, auch wenn ich mein Bestes tue, es zu verbergen.

„Hast du sie erkannt?“, fragt Julia vorsichtig.

„Ja ... Sie heißt Lovisa. Sie hat eine Tochter. Emmie. Sie sollte eigentlich vom Sozialdienst in Obhut genommen und in einer

Familie untergebracht worden sein. Aber es wäre gut, das noch einmal zu überprüfen. Wir fahren auf die Wache. Da haben wir Lovisas persönliche Daten. Ich rufe dich an und gebe dir die Informationen.“

„Vielen Dank. Ich bin froh, dass ihr kommen konntet. Passt auf euch auf. Grüßt die anderen.“

„Das machen wir. Es ist immer schön, dich zu sehen, Julia.“

Ich atme tief ein und gehe zum Auto. Anna kennt mich gut und weiß, wann ich einen Augenblick für mich allein brauche. Wir setzen uns schweigend in den Wagen, ich starte den Motor und fahre los. In Richtung der Polizeiwache Klara. Eigentlich sollte ich traurig sein, aber ehrlich gesagt bin ich eher wütend. Aber auf wen sollte ich wütend sein? Lovisas Vater, der sie als Kind verlassen hat? Tot. Lovisas Mutter, die sie als Kind verkauft hat? Tot. Auf Lovisa selbst? Tot. Die Behörden, die nicht genug für diese Menschen tun? Ja. Aber was nützt das schon? Diese riesigen, seelenlosen Gebilde. Auf die grauen Kolosse, die wir staatliche Behörden nennen, kann man immer wütend sein und ihnen Vorwürfe machen, weil sie nicht genug tun.

Aber es gibt da ein Problem. Ich bin selbst ein Teil von ihnen.



„Denn weder Trinker noch Diebe, Prostituierte oder Ehebrecherinnen werden einen Platz im Himmelreich bekommen!“

Die Worte donnern aus dem Mund des Predigers auf seiner Kanzel aus Eichenholz, die mit einem großen, schönen Holzkreuz verziert ist. Der Pastor der Freikirche ist ein in die Jahre gekommener Mann, der aber eine feste Haltung hat und hochgewachsen ist. Er trägt einen dunklen Anzug mit weißem Hemd und weinroter Krawatte, sein Haar ist ergraut und sein Blick so scharf, dass er das gesamte Kirchengebäude in der Mitte spalten könnte. In seiner Predigt spricht er von Feuer, Schwefel, Himmel und Hölle. Von Bekehrung, Weihe und Freiheit, Sünde und Verzweiflung. Die alte Missionskirche ist voll besetzt bis in die letzte

Reihe. Jedes Alter ist vertreten, auch wenn die ältere Generation den größeren Teil ausmacht. Die Reaktion der Zuhörerinnen und Zuhörer lässt nicht lange auf sich warten. Zwischen den dramatischen Ausführungen des Mannes rufen die aufgeregten Besucher des Gottesdienstes Worte wie „Amen“ und „Halleluja“. Im Gegensatz zu Musikfestivals oder Fußballspielen sind es hier die Älteren, die für lautstarke Begeisterung sorgen.

Ich bin elf Jahre alt und sitze schlafend in einer der hinteren Bankreihen neben meiner geliebten Mutter Eva. Sie stößt mich empört in die Seite und ich zucke zusammen. Beschämt erwidere ich ihren wütenden Blick und versuche, mich zu konzentrieren. Ganz vorn in der ersten Reihe kann ich den Umriss meines Vaters Kenneth ausmachen. Viele der anderen Gemeindemitglieder sind der Meinung, meine Mutter sollte als Frau des Pastors ebenfalls dort sitzen, neben ihrem Mann. Aber sie weigert sich. Tatsächlich hat meine Mutter dies während der gesamten 30 Jahre, in denen mein Vater als Pastor tätig war, abgelehnt. Sie fühlte sich zwischen den gewöhnlichen Besuchern der Freikirche wohler und wollte keine zusätzliche Aufmerksamkeit, nur weil sie die Frau des Pastors war.

Im gleichen Jahr waren wir aus einem kleinen Dorf namens Örtomta, nahe Linköping, weggezogen und ließen uns in einer kleinen Ortschaft mit dem Namen Stockaryd nieder, tief in den dunkelsten Nadelwäldern Smålands. Dieser Ort liegt im småländischen Hochland, mitten im sogenannten Bibelgürtel Schwedens. Dort gibt es an jeder Straßenecke Freikirchen, mit Jönköping als Hauptstadt, die aus diesem Grund auch das Jerusalem Schwedens genannt wird. Mein Vater hatte eine neue Pfarrstelle angenommen, und so musste meine Familie ihre Siebensachen packen und umziehen.

Ein Umzug ist etwas, was alle Pastorenkinder wahrscheinlich mindestens ein paar Mal im Laufe ihrer Kindheit erleben. Ich selbst bin glimpflich davongekommen. Ich musste meinen Heimatort nur einmal wechseln — im Gegensatz zu meiner Mutter,

deren eigener Vater Aron Pastor in der Pfingstbewegung war. Sie musste in ihrer Kindheit etwa zehn Mal umziehen und ich bin unendlich dankbar, dass mir das erspart geblieben ist.

Als Sohn eines Pastors bin ich also mehr oder weniger in den vier Wänden der Kirche aufgewachsen. Sie war unser zweites Zuhause und in meinen ersten Lebensjahren wohnten wir sogar im Obergeschoss der Kapelle der Gemeinde, in der mein Vater gearbeitet hat. Die donnernden Worte des alten Predigers beeindruckten mich also nicht besonders, da ich damals in einer Erweckungsversammlung nach der anderen saß. Bereits als Kind war ich bei so vielen Treffen und in so vielen Kirchen gewesen, dass ich schon damals eine eigene kleine Predigt hätte halten können.

Auch wenn ich als Erwachsener rückblickend der Meinung bin, dass viele Pastoren sich mit ihren Verurteilungen und Verdammungen hätten zurückhalten und stattdessen mehr darauf konzentrieren sollen, den Menschen in ihrer Umgebung Gutes zu tun, habe ich viele gute Erinnerungen an all die Kirchen, die wir besucht haben, wenn mein Vater predigte. Es gab dort viele liebevolle Menschen und man bekam als Kind — und besonders als Pastorensohn — immer viel Aufmerksamkeit und Liebe geschenkt.

In Verbindung mit der Tatsache, dass Stockaryd ein Ort mit nur rund 1.000 Einwohnern war, entstand dieses Jeder-kennt-jeden-Gefühl — ich hatte definitiv eine sehr behütete Kindheit auf dem Land. Großstadtprobleme wie entsetzliche Morde, grausame Vergewaltigungen, gewaltsame Krawalle und anderes Elend waren etwas, was man nur aus der Zeitung oder den Nachrichten im Fernsehen kannte. In unserem kleinen Ort bestand die größte Sorge der Eltern darin, dass die Jugendlichen ohne Helm Moped fuhren oder — wenn es ganz schlimm kam — im Park Bier tranken.

Darüber mussten meine Eltern sich allerdings nie Sorgen machen: Als Teenager schloss ich mich der sogenannten Straight-Edge-Bewegung an und lehnte alle Arten von Drogen

ab — einschließlich Kaffee. Meine Eltern sorgten sich eher wegen meines Musikgeschmacks, denn statt Kirchenliedern von Lina Sandell schallte Hardcoremusik aus meinen Stereolautsprechern. Die Band „Refused“ und ihr Lied „Rather be dead“ lief auf Repeat, wieder und wieder, tagein, tagaus.

Mit anderen Worten, ich hatte eine ziemlich unschuldige Kindheit in einer traditionellen Freikirchenfamilie.

Was den Beruf als Polizist betrifft, so war es kein Kindheits-traum oder eine Faszination für Blaulicht und Sirenen, weswegen ich 2004 meine Bewerbung an der Polizeihochschule einreichte. Als Kind war mein größter Wunsch, Lokführer zu werden, und in meinen Teenagerjahren entschied ich mich dafür, Computertechniker werden zu wollen. Als auch dieser Wunsch erloschen war, wollte ich eine Zeit lang Pastor werden wie mein Vater. Wir sollten wohl alle einer höheren Macht danken, dass ich nicht Letzteres geworden bin. Ich hätte die Arbeit als Pastor niemals ausgehalten und wahrscheinlich hätte mich auch niemand ertragen.

Die bittere Wahrheit — die ich nur ungern zugebe — ist, dass mich tatsächlich die berühmten Kommissar-Beck-Filme mit Peter Haber und Mikael Persbrandt für den Polizeiberuf begeistert haben. Und ich will betonen, dass mich nicht der raue und brutale Charakter von Gunvald Larsson, sondern Martin Beck am stärksten für sich einnahm. Es faszinierte mich zu sehen, wie Martin Beck und seine Kollegen einen Mörder nach dem anderen fassten. Außerdem fesselte mich etwas an Becks Persönlichkeit. Er war ein trauriger Einzelgänger, gleichzeitig aber ein legendärer Polizist. Martin Beck arbeitete nicht als Polizist. Er *war* Polizist. Das war etwas, das mich begleitet hat, seit ich im Januar 2005 durch die Tür der Polizeihochschule getreten bin. Ich arbeite nicht als Polizist. Ich *bin* Polizist.

Als ich eines Tages im schönen Holzhaus meiner Eltern aus dem Jahr 1909 auf dem Sofa lag und zufällig ein Polizeiwagen am Fenster vorbeifuhr, fasste ich den Mut, ihnen zu sagen, dass ich mich an der Polizeihochschule bewerben würde. Die Reaktion

meiner Mutter und meines Vaters war vielleicht nicht die positivste. Auch wenn sie heute meine größten Unterstützer sind, glaube ich, sie hätten es aus reiner Fürsorge gern gesehen, dass ihr einziges Kind einen anderen, sichereren und ruhigeren Weg im Leben gewählt hätte.

Ein Jahr später kam der Umzug nach Stockholm und ich freute mich sehr auf das Studium. Ich liebte die Ausbildung und hatte viele fantastische Klassenkameradinnen und -kameraden, von denen ich überzeugt bin, dass sie sehr gute Polizistinnen und Polizisten geworden sind. In meiner Zeit an der Polizeihochschule war ich ansonsten ziemlich einsam, da es mir schwerfiel, mich an all die Anforderungen und Erwartungen, den Stress und die ungeschriebenen Gesetze der Hauptstadt anzupassen.

Die eigentliche Prüfung kam jedoch, als ich nach meinem Abschluss in die reale Welt hinausging. Während der Ausbildung hatte ich zwischen der Überlegung geschwankt, nach meinem Abschluss nach Småland zurückzugehen und als Polizist in meiner Heimatregion zu arbeiten, und der Ansicht, zumindest einmal testen zu müssen, wie es ist, in einer „richtigen“ Stadt wie Stockholm tätig zu sein. Mein Gedanke war daher, ein Jahr in der königlichen Hauptstadt zu arbeiten, um dann zurück nach Hause zu ziehen und meine Abende am Wochenende damit zu verbringen, Volvo fahrende Halbstarke auf dem Marktplatz in Vetlanda zu stoppen oder mich um angetrunkene Nachtclubbesucher vor dem Hotel Högland in Nässjö zu kümmern. Aus einem Jahr wurden schnell zehn und meine Telefonvorwahl lautet heute immer noch 08 für Stockholm.

Nach dem Abschluss meiner Ausbildung mit angeschlossenen Anwärtpraktikum wurde ich im Jahr 2007 der Klara-Polizeistation zugeteilt, die sich im Stockholmer Hauptbahnhof befindet. Mein erster Arbeitsplatz als fertiger Polizist war also der Polizeibezirk Klara, in Insiderkreisen besser bekannt als der Bezirk mit der höchsten Kriminalitätsrate Schwedens. Auf dieser Polizeiwache gab es neben den Ermittlern auch eine Anzahl

verschiedener Einheiten mit Polizisten im Außendienst, die auf unterschiedliche Straftaten spezialisiert waren.

Die Gewalteinheit bekämpfte Gewalt auf öffentlichen Plätzen, vor allem nachts. Die Diebstahleinheit hielt draußen auf den Straßen und Plätzen Ausschau nach Taschendieben. Und dann gab es die Drogeneinheit, deren Aufgabe es war, auf dem Sergelstorg und in seiner Umgebung für Ordnung zu sorgen, mit Fokus auf die Drogenproblematik. Diese kleine Gruppe sollte den Sergelstorg also zu einem kontrollierten statt einem unkontrollierten Chaos machen, indem sie mit allen verfügbaren Mitteln gegen den umfangreichen Drogenhandel vorging. Festnahmen, Beschlagnahmungen, Durchsuchungen, Leibesvisitationen — es gab viele Mittel im endlosen Kampf gegen die scheinbar unermüdeten Drogendealer. In diese Einheit würde ich passen, meinte mein Chef Kennet.

An meine erste Schicht bei der Klara-Polizei erinnere ich mich noch genau. Ich ging an diesem Sommermorgen zur S-Bahn und dachte, dass ich es nicht lange bei dieser Wache aushalten würde. Nach einer 15 Stunden langen Schicht — ohne Essenspause — mit den Kommissaren Kristoffer und Jocke war ich bereit, Dienstmarke und Waffe abzugeben und mir einen anderen Job zu suchen.

In ein und derselben Schicht hatten wir eine Prügelei mit Fußballhooligans gehabt, eine Verfolgungsjagd durch die Stadt, die damit endete, dass Kristoffer einen Autodieb von der Straße abdrängte, und Jocke hatte von der Västerbron geahndet, um das Leben einer jungen Frau zu retten, die gerade springen wollte. Ich war völlig erschöpft. Was mir niemand gesagt hatte, war, dass ich mit zwei der ehrgeizigsten und engagiertesten Polizisten Stockholms auf Streife gewesen war, die beide lieber arbeiteten, als Pausen zu machen.

In die Wirklichkeit hinauszugehen, die Stockholm einem frischgebackenen Polizisten aus den tiefsten Wäldern Smålands zu bieten hatte, war also gelinde gesagt ein Schlag ins Gesicht. Ich

hatte geglaubt, meine stabile Kindheit würde diesen Mangel an Lebenserfahrung kompensieren, aber damit hatte ich mich gewaltig geirrt. Erst jetzt erkannte ich nämlich, dass meine behütete Kindheit von Nachteil sein könnte, und diese Erkenntnis traf mich hart, als ich mich in das richtige Leben eines Polizisten hinausbegab.

Ich hatte noch nie eine Schlägerei mitgemacht. Noch nie einen Menschen unter Drogeneinfluss gesehen. Ich war selbst noch nie betrunken gewesen. Und auch wenn ich als junger Erwachsener selbstsicher war, hatte ich nicht bemerkt, wie sehr mich die emotionalen Ansprachen der Pastoren unbewusst beeinflusst hatten. Meine Sicht auf die Welt, die ich durch die Hunderte von Predigten entwickelt hatte, führte in Kombination mit Scheuklappen und dem Fehlen wirklichen Leids im Leben dazu, dass ich das Leben schwarz und weiß sah. Es gab nichts dazwischen.

In der realen Welt wurde dieses Schwarz-Weiß-Denken über das Leben vollkommen vernichtet. Die Drogenabhängigen, von denen ich zuvor gedacht hatte, sie seien selbst schuld daran, dass sie abhängig geworden waren, wurden plötzlich zu realen Menschen. Frauen, die Sex verkauften und bei denen ich nicht eine Sekunde verstehen konnte, wie sie so tief gesunken sein konnten, dass sie tatsächlich ihren eigenen Körper für Geld verkauften, waren nun Individuen aus Fleisch und Blut, die mir in die Augen sahen. Diese Personen stellten eine Kategorie von Menschen dar, über die ich starke Ansichten gehabt hatte, denen ich aber nie begegnet war. Sie waren alle echte Männer und Frauen, sie hatten Namen und Schicksale, das eine unglücklicher als das andere.

Mein Schwarz-Weiß-Denken verwandelte sich ziemlich schnell in eine große chaotische Grauzone — und heute, viele Jahre später, ist sie grauer als je zuvor.

Ungefähr zwei Jahre lang arbeiteten meine Kolleginnen, meine Kollegen und ich jeden Tag auf dem Sergels torg und in seiner näheren Umgebung. Die Arbeit in diesem Milieu war so seltsam wie erschütternd. Drogenverkauf, Schlägereien, Überdosen und

Todesfälle gehörten zum Alltag, genauso wie die ständige Angst, sich an Kanülen zu stechen.

Um die Ecke vom Sergels torg liegt die Malmskillnadsgatan und hier habe ich mehrere Frauen kennengelernt, die abends und nachts auf offener Straße Sex verkauften, um ihre Sucht zu finanzieren. Damals hatte die Polizeibehörde im Verwaltungsbezirk Stockholm noch keine richtige Prostitutionseinheit, stattdessen führten wir aus der Drogeneinheit zusammen mit dem Fahndungsdezernat und der Grenzpolizei regelmäßige Interventionen gegen die Straßenprostitution durch. Diese fanden nur alle sechs Wochen an einem Donnerstag statt.

Ich liebte meine Arbeit als Drogenfahnder, und Einsätze gegen Drogenhändler und Gewalttäter waren etwas, was ich für wichtig und gut hielt. Aber es gab eine Sache, die ich noch spannender fand, und das waren die wiederkehrenden Prostitutionseinsätze. Ich fand das Umfeld und die Begegnungen mit diesen Menschen, sowohl mit denen, die Sex verkauften, als auch mit denen, die Sex kauften, unglaublich interessant und ich war so oft wie möglich dabei. Plötzlich konnte ich Freiern und Zuhältern von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Ich durfte die Tür zu einer Welt, die ich mir in meiner wildesten Fantasie nicht hätte vorstellen können, einen Spaltbreit öffnen. Diese Einsätze in Verbindung mit der Arbeit auf dem Sergels torg führten dazu, dass ich mehrere der Frauen, die Sex verkauften, ziemlich gut kennenlernte. Hier wurde mein Interesse an der Arbeit mit dieser Problematik geweckt.

Im ersten Halbjahr 2009 forderten mehrere dieser Frauen eine höhere Polizeipräsenz auf der Malmskillnadsgatan. Meine Kolleginnen, meine Kollegen und ich hörten von einer steigenden Zahl gewalttätiger und unangenehmer Freier, von mehreren neuen, ausländischen Frauen, die von Zuhältern kontrolliert wurden, und von minderjährigen schwedischen Mädchen, die offen Sex verkauften. Unter den Frauen, die bereits seit einigen Jahren hier waren, herrschte Besorgnis und Angst wegen dieser düsteren

Entwicklung und sie wünschten sich zur Beruhigung der Lage regelmäßige Polizeipräsenz.

Dank meiner Vorgesetzten, die diese Signale ernst nahmen, bekam ich die Möglichkeit, die Problematik für kurze Zeit näher unter die Lupe zu nehmen. Und tatsächlich fanden wir in nur vier Wochen nicht weniger als drei minderjährige Mädchen, die sexuelle Handlungen gegen Bezahlung anboten. Das jüngste der Mädchen war gerade einmal 13 Jahre alt. Im August desselben Jahres erhielt ich daher die Möglichkeit, hauptberuflich gegen die Prostitution zu arbeiten. Mein vorrangiger Auftrag bestand darin, Freier festzunehmen und auf der Malmskillnadsgatan für Ordnung zu sorgen. Besonders interessant daran ist, dass die ursprüngliche Idee für das, was heute die Prostitutionseinheit der Stockholmer Polizei ist, weder von Politikern noch von Polizeichefs und auch nicht von den Medien kam — sondern von den Frauen selbst.

Im Laufe der Jahre hat die Arbeit der Prostitutionseinheit sich auf weit mehr als nur die Straßenprostitution ausgeweitet. Zu unserer Arbeit gehört die Festnahme von Freiern, Zuhältern, Vergewaltigern und Pädophilen in allen möglichen Umgebungen.

Das ist es also, was ich von Anfang an mehr oder weniger jede Schicht gemacht habe. Es ist fast unmöglich, als Polizist ein spannenderes Arbeitsumfeld zu finden.

Oft werde ich gefragt: „Was für Personen geraten eigentlich in die Prostitution?“ Diese Frage lässt sich nicht einfach beantworten, da jeder Mensch seine eigene, einzigartige Geschichte hat.

Für gewöhnlich versuche ich es zu erklären, indem ich das Leben mit einem großen Glücksrad vergleiche, das man drehen kann — man könnte es die Lotterie des Lebens nennen. In dieser Lotterie kann man sowohl Gewinne als auch Nieten ziehen. Es gibt fantastische Preise: einen liebevollen Partner, Kinder, Freunde, Gesundheit, Wohlstand, finanzielle Unabhängigkeit, eine Arbeit, die Spaß macht und so weiter. Aber es gibt auch eine Menge fürchterliche und entsetzliche Preise: Armut, Krankheiten, Gewalt, sexueller Missbrauch, Drogenabhängigkeit und Prostitution, um

nur einige zu nennen. Die meisten von uns dürfen dieses Rad ein paar Mal in ihrem Leben drehen. Manchmal „gewinnen“ wir durch unsere weniger geglückten Entscheidungen einen der schlechten Preise oder dürfen uns durch unsere klugen Schachzüge und harte Arbeit einen der schönen Preise aussuchen. Oft jedoch ist der Ausgang ungewiss: Zufall, unglückliche Lebensumstände, für die man nichts kann, oder Entscheidungen, deren Folgen wir nicht absehen konnten, führen dazu, dass wir auf die schiefe Bahn geraten. Und wenn wir uns das Leben nun als eine große Lotterie vorstellen, dann gibt es auch eine Gruppe von Menschen, die leider nicht einmal die Möglichkeit bekommen, ein Los zu ziehen.

Lovisa, von der ich bereits erzählt habe, war ein solcher Mensch. Sie hatte nie die Möglichkeit, selbst eine vernünftige Wahl zu treffen, sondern wurde direkt in einen Albtraum hineingeboren. Drogen und Prostitution waren das Einzige, was sie kannte. Leider ist das die Wirklichkeit für viele der Menschen, denen wir begegnen. Ihr Leben ist von so viel Leid und Elend geprägt, dass ich mich manchmal frage, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn sie gar nicht erst geboren worden wären. Aber so etwas darf man doch nicht denken. Oder?



## DIE HERAUSGEBER

AugsburgerInnen gegen  
Menschenhandel e.V.  
Augsburg  
[www.auxgegenmh.de](http://www.auxgegenmh.de)  
[info@auxgegenmh.de](mailto:info@auxgegenmh.de)

**AUGSBURGER/INNEN**  
**GEGEN**  
**MENSCHEN**  
**HANDEL**

Neustart e.V.  
Berlin  
[www.neustart-ev.de](http://www.neustart-ev.de)  
[info@neustart-ev.de](mailto:info@neustart-ev.de)



Gemeinsam gegen  
Menschenhandel e.V.  
Berlin  
[www.ggmh.de](http://www.ggmh.de)  
[info@ggmh.de](mailto:info@ggmh.de)

